



"Oft haben wir miteinander dem Tode ins Auge geblickt." (S. 111.)

# Unter den Indianern

## Britisch-Nordamerikas.

I. Band.

Im Birkenfahn und Hundeschlitten.

Von

Egerton R. Young.

Aus dem Englischen von E. von Engelhardt.

Mit vier Abbildungen.



Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1899.

E5

Y84u

v.1

MACLEAN

2,561  
8/7/1910

## Vorwort

Als ich im letzten Winter das Material zu einigen Aufsätzen über die Mission unter den Indianern Nordamerikas sammelte, stieß ich auch auf die Bücher des Methodisten-Missionars Egerton Young. Ich nahm sie mit einigem Vorurteil in die Hand, weil wir Deutsche uns ja mit dem methodistischen Missionsbetriebe nie ganz befreunden können. Allein das Mißtrauen schwand, nachdem ich einige Kapitel gelesen hatte, zusehends und machte einer ungetheilten Freude Platz, die sich stellenweise bis zur Begeisterung steigerte. Ich wurde mir bald klar, daß Youngs Bücher zu der besten Missionslitteratur in englischer Sprache gehören, und daß sie die gewöhnlichen Indianerbücher um Hauptes Länge überragen. Nicht nur hat man die Gewähr, ich möchte sagen, das instinctive Gefühl, daß diese Erzählungen und Schilderungen ungeschminkte Wahrheit sind, — Young versteht es auch, so lebhaft und anschaulich darzustellen, daß man nicht wieder loskommt, wenn man sich einmal hat fesseln lassen. Da lag der Gedanke nahe, diese vortrefflichen Bücher ins Deutsche zu übertragen. Ich machte mich ungesäumt an diese angenehme Arbeit. Anstatt den in der Februarnummer der Evang. Missionen angefangenen Artikel über die Indianer-Mission fortzusetzen, beschloß ich meinen Lesern ein ganzes Indianerbuch anzubieten. Unter dieser Arbeit wurde mir bekannt, daß Frau von Engelhardt sich schon seit Jahren mit einer



ähnlichen Aufgabe beschäftige und bereits eine vollständige Übersetzung von Youngs Erstlingswerk „By canoe and dogtrain“ angefertigt habe. Da war es das Einfachste und Gewiesene, zunächst dieses Manuscript zu veröffentlichen. Wir haben dasselbe in freundschaftlichem Übereinkommen so gestaltet, daß es an der von mir in Angriff genommenen Bearbeitung von Youngs Buch „On the Indian Trail“ seine Fortsetzung und Ergänzung findet. Dieses Buch soll, will's Gott, als zweiter Band unter dem gleichen Haupttitel „Unter den Indianern Britisch-Nordamerikas“ und mit der Sonderüberschrift „Auf der Indianer-Fährte“ im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Youngs Bücher haben in England und Nordamerika bedeutendes Aufsehen erregt; es sind in wenigen Jahren davon über hunderttausend Exemplare verkauft worden. Es würde uns eine große Freude sein, wenn das vorliegende Buch auch bei den deutschen Missionsfreunden, besonders bei den jüngern die gleiche freundliche Aufnahme fände.

Schwanebeck, am ersten Advent 1898.

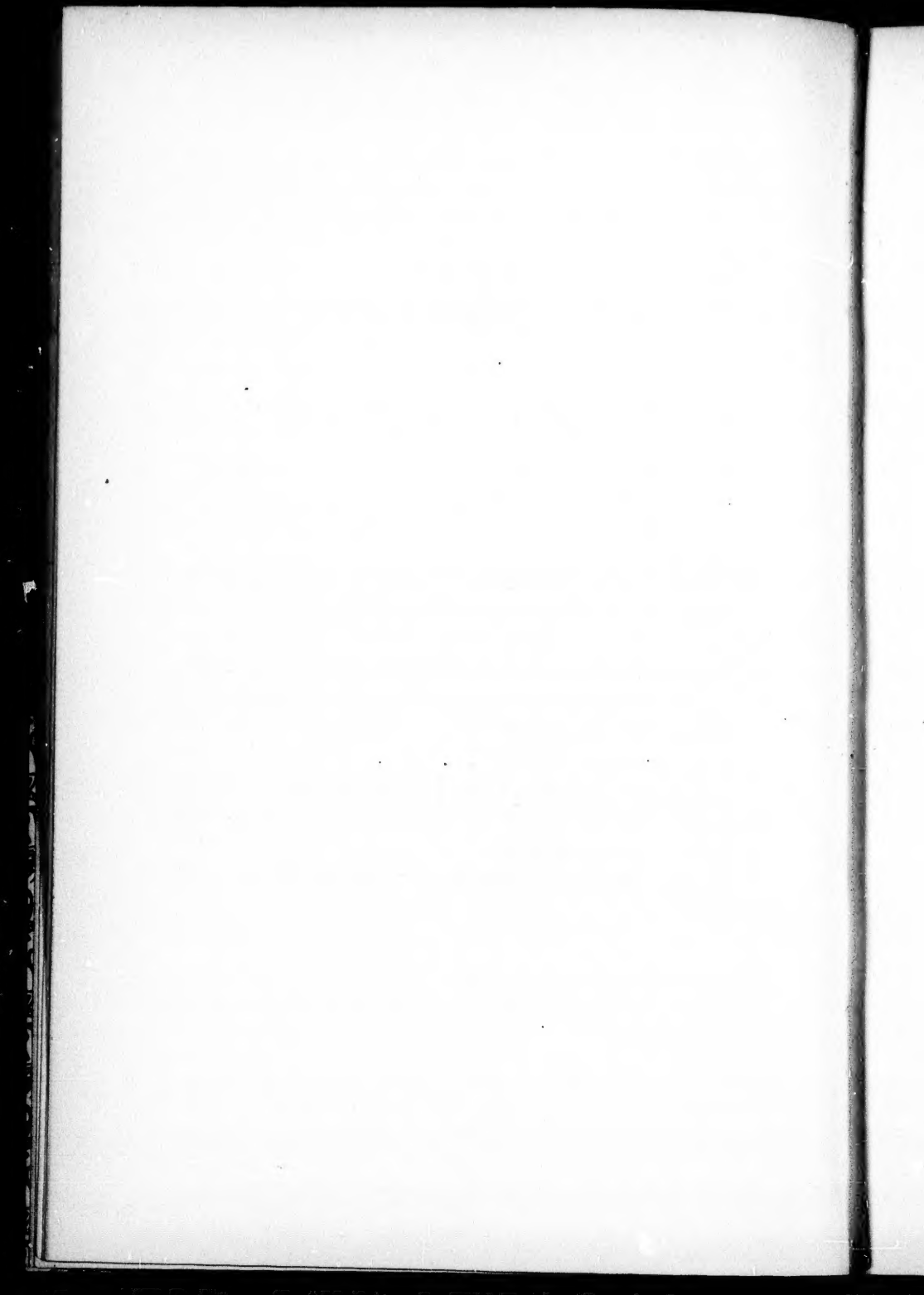
Julius Richter.

## Inhalt.

---

	Seite
1. Kapitel. Die Berufung . . . . .	1
2. Kapitel. Auf der Reise . . . . .	12
3. Kapitel. Ankunft in Norway-Haus . . . . .	23
4. Kapitel. Aus der Arbeit . . . . .	33
5. Kapitel. Kahnreisen . . . . .	38
6. Kapitel. Im Hundeschlitten . . . . .	60
7. Kapitel. Die erste Winterreise . . . . .	72
8. Kapitel. Bei den Indianern am Nelson-Flusse . . . . .	91
9. Kapitel. Ein hundertjähriger Patriarch . . . . .	103
10. Kapitel. Wirken des Missionar Evans . . . . .	115
11. Kapitel. Stärkende Erfahrungen aus der Missionsthätigkeit. . . . .	128
12. Kapitel. Auf dem Winipeg-See . . . . .	144
13. Kapitel. Sociale Arbeiten . . . . .	156
14. Kapitel. Eine opfermütige That christlicher Indianer . . . . .	161
15. Kapitel. Im Schneesturm . . . . .	172
16. Kapitel. Seelsorgerliche Nöte . . . . .	183
17. Kapitel. Anfang der Missionsarbeit am Beren-Flusse . . . . .	194

---



I. Band.

# Im Birkenkahn und Hundeschlitten.

---



## 1. Kapitel.

Eines Morgens, als ich in Toronto in Canada in meinem Arbeitszimmer zwischen meinen Büchern saß, wurde mir die Post gebracht. Der Inhalt eines der Briefe lautete, soweit ich mich dessen entsinnen kann, folgendermaßen:

An Pastor Egerton Young.

„Lieber Bruder, auf einer großen Versammlung des kirchlichen Missions-Komitees, die gestern stattgefunden, ist einstimmig beschlossen worden, Sie aufzufordern, als Missionar zu den Indianern bei Norway House nördlich vom Winnipeg-See zu gehen. Eine baldige zusagende Antwort würde sehr verpflichten

Ihre sehr ergebenden

E. Wood, L. Taylor.“

Ich las den Brief, und ohne ein Wort zu sagen reichte ich ihn meiner mir erst vor ein paar Tagen angetrauten Frau hinüber. Sie las ihn aufmerksam durch; nach einem Augenblick des Schweigens fragte sie:

„Was hat das zu bedeuten?“

„Das kann ich selbst noch nicht sagen,“ antwortete ich, „nur das ist klar: daß es sehr viel zu bedeuten hat.“

„Hast du dich als Missionar für jenes Land gemeldet?“ fragte sie weiter.

„Keineswegs! So sehr ich die Missionsarbeit unserer Kirche liebe und ihr stets mit warmer Teilnahme gefolgt bin, so habe ich doch nie einen Schritt nach dieser Richtung hin

gethan. In früheren Jahren habe ich allerdings bisweilen gedacht, ich würde gern in ein fernes Arbeitsfeld hinausziehen. Doch seit der Herr mir hier in der Heimat eine so schöne Arbeit anvertraut hat und sie so reichlich segnet, wäre es mir wie ein Weglaufen von meinem angewiesenen Posten vorgekommen, mich für irgend ein anderes Arbeitsfeld zu melden."

"Nun, hier liegt der Brief — was wirst du thun?"

"Das ist es ja gerade, was ich wissen möchte!"

"Eines können und wollen wir thun;" — sagte meine Frau ruhig — und wir knieten miteinander nieder im Gebet, und „breiteten den Brief aus vor dem Herrn.“ Wir baten ihn inbrünstig, uns seinen Willen deutlich kund zu thun, so daß uns kein Zweifel darüber bliebe, was hier unsere Pflicht sei.

Die Aufforderung war so unvermittelt an uns herangetreten. Wir wußten, daß die Annahme dieses Rufes für uns das Aufgeben und Abbrechen alles dessen bedeutete, was wir im Sonnenschein unseres jungen Eheglückes als die uns gewiesene Arbeit in der geliebten Heimatsgemeinde uns ausgemalt und vorgestellt hatten. Bei einem so schwerwiegenden Entschluß that uns die deutliche Begleitung des Herrn besonders not, und so flehten wir ihn darum aus tiefstem Herzen an.

Als wir uns von unseren Knien erhoben hatten, sagte ich ruhig zu meiner Frau:

"Hast du nicht in deinem Herzen einen deutlichen Eindruck, was in dieser Sache unsere Pflicht ist?"

Unter Thränen, aber mit fester Stimme sagte sie:

"Der Ruf kam sehr unerwartet, aber ich glaube, daß er vom Herrn kommt, und wir werden ihm folgen."

Meine Gemeinde und die Ältesten derselben widerstanden aufs ernstlichste meinem Entschluß, sie zu verlassen. Ich

befragte meine Amtsbrüder in der Stadt, sie alle, mit einer einzigen Ausnahme, antworteten: „Bleibe auf deinem Posten, wo der Herr dich so reichlich gesegnet hat.“ Die Antwort des einen Bruders aber, der nicht mit den andern übereinstimmte, wird mir immer unvergeßlich bleiben.

Als ich ihm den Brief zeigte, und ihn fragte, was ich daraufhin thun solle, geriet er zu meinem Erstaunen in große Aufregung, brach in Thränen aus und weinte wie ein Kind. Als er seine Bewegung einigermaßen bemeistert hatte, sagte er:

„Statt einer Antwort auf Ihre Frage lassen Sie mich Ihnen ein Stück meiner Lebensgeschichte erzählen. Vor Jahren befand ich mich in den glücklichsten Verhältnissen in einem Pfarramt in England. Leidenschaftlich liebte ich meine Arbeit, mein Heim und mein Weib. Ich besaß das Vertrauen und die Achtung meiner Pfarrkinder und dachte, ich sei so glücklich, als man es nur irgend diesseit des Grabes sein könne. Eines Tages erhielt ich einen Brief vom Komitee unserer Missions-Gesellschaft in London mit der Aufforderung als Missionar nach West-Indien zu gehen. Ohne die Sache in ernste Erwägung zu ziehen, ohne sie im Gebet vor Gott zu bringen, sandte ich sofort eine entschiedene Absage zurück.

„Von jenem Tage an,“ fuhr er fort, „wollte mir nichts mehr glücken; es war, es lächle mir der Himmel nicht mehr. Ich verlor meinen Einfluß auf die Leute, ich kann es selbst nicht erklären, wie das kam. Mein einst so glückliches Heim verödete, und in all meinem Kummer ward mir nicht einmal die Sympathie meiner Kirche oder meiner Gemeinde zu teil. Ich verfiel in Trübsinn und verlor meinen Halt in Gott. Vor einigen Jahren bin ich hierher nach Canada gekommen. Gott hat das Licht seines Angesichts wieder über mir aufgehn lassen. Die Kirche ist sehr nachsichtig und



freundlich mit mir verfahren, und seit einigen Jahren habe ich wieder in ihr arbeiten dürfen, das stimmt mich zu Dank und Freude.

„Aber“, schloß er mit Nachdruck, „ich bin längst zu dem Entschluß gekommen: wenn je wieder eine Anforderung an mich kommen sollte, nach West-Indien oder auf irgend ein anderes Missionsfeld zu gehen, daß ich mich hüten würde, eine rasche Antwort zurückzuschicken.“

Ich erwog seine Worte und seine Erfahrung, besprach sie mit meiner guten Frau und wir beschlossen zu gehen. Unsere lieben Freunde waren zuerst über diesen Entschluß entsetzt; doch bald gaben sie uns ihren Segen und viele handgreifliche Beweise ihrer Liebe dazu. Ein seliger Friede erfüllte unsere Herzen, und uns verlangte danach, fort zu sein auf dem neuen Arbeitsfeld, das sich so plötzlich vor uns aufgethan hatte.

Die große kirchliche Abschiedsfeier unserer Aussendung fand am 7. Mai 1868 in Toronto statt: Herzbeweglich und erhebend war sie, und viele treue Gottesmänner und erprobte Arbeiter in der Mission sprachen da zu uns, und ihre Worte lebten noch lange in unseren Herzen. Eine besondere Freude war es uns, daß mein geliebter Vater, Pastor Wilhelm Young, bei dieser ergreifenden Abschiedsfeier mit uns auf der Rednerbühne sein konnte. Auch er hatte einst zu der Schar von Bahnbrechern gehört, die das Evangelium in die indianische Wildnis und Heidenwelt getragen. Er hatte Glauben an die Kraft des Evangeliums, auch die Indianer umzuwandeln und selig zu machen, und freute sich nun, einen Sohn und eine Tochter zu haben, die sich diesem Werke ganz weihen wollten. Seinen Segen an dieser Stelle zu empfangen gehörte zu dem Köstlichsten, was diese weihervollen Stunden uns brachten.

Von Hamilton aus traten wir am 11. Mai 1868 unsere Reise an. Unsere Reisegeellschaft bestand aus 15—20 Personen. Es waren Missionare und Lehrer mit ihren Frauen und Kindern, die auf ihre verschiedenen Missionsposten im fernen Nordwesten theils zum erstenmal auszogen, theils wieder zurückkehrten, außerdem noch ein paar junge Indianer. An der Spitze der Reisegeellschaft stand der in jenen Ländern wohlbewanderte und aus dortige Reisen gewöhnte Missionar Georg Mac Dougall. Er war nach Canada gekommen, um sich Verstärkung für seine Arbeit zu holen, und seine Bemühungen waren nicht vergeblich gewesen. Ein Teil unserer Mitreisenden folgten ihm als Gehilfen in sein fernes Arbeitsfeld im Saskatschewan-Lande. Von St. Catherine am Welland-Kanal schifften wir uns auf einem kleinen Dampfschiff nach Milwaukee ein, wo wir am 17. Mai eintrafen. Milwaukee trat uns damals als eine lebhafte, strebsame deutsch-amerikanische Stadt entgegen. Wir langten an einem Sonntag an. Die Menge, welche uns begegnete, schien den Tag des Herrn nicht sonderlich zu achten. Die Geschäfte waren in vollster Thätigkeit, und man sah nur wenig Anzeichen davon, daß es der Tag der Ruhe sei. Sicherlich gab es auch dort viele, die den Sonntag nicht entweiht hatten, aber wir müden Wanderer hatten nicht die Gelegenheit sie herauszufinden und empfingen den Eindruck der Unruhe wie an einem Werktag.

Nach einem unnützen und ärgerlichen Aufenthalt infolge von Zollplacereien, die den Reisenden in jenen Tagen unliebsam aufzuhalten pflegten, konnten wir uns am Dienstag von Milwaukee auf dem Mississippi nach La Crosse begeben, wo wir uns auf einem der großen, flachen Dampfer, die diesen westlichen Riesenströmen eigen sind, nach St. Paul einschifften.

Die Scenerie am oberen Lauf des Mississippi ist an vielen Stellen sehr schön. Hohe Felsen erheben sich in

kühnen, malerischen Formen; bald sind sie starr und nackt, bald bis zum Gipfel von üppigem Pflanzenwuchs bedeckt. Vor wenigen Jahren noch ertönte hier das Kriegsgeschrei der Indianer, umschwärmten die Büffel in großen Herden diese Ufer, ihren Durst in den Wassern des großen Stromes stillend. Heute unterbricht der schrille Pfiff des Dampfers die großartige Stille und hallt mit wunderbarer Deutlichkeit von den hohen Felsen wieder, weithin über die fruchtbaren Thäler schallend.

St. Paul, eine rührige, entzückend schön am Ostufer des Stromes gelegene Stadt, war nach zweitägiger Fahrt erreicht. Hier mußten wir etwas verweilen, um die letzten Zurüstungen zu treffen für die weite Reise durch die Prärien und die uncivilisierten Gegenden, denen wir zustrebten. Wir hatten uns mit guten Reitpferden für diese Strecke versehen müssen; dieselben waren bis zu diesem Ort mitsamt unserem Gepäck befördert worden, ohne daß wir uns ihrer bedient hätten. Jetzt, als unsere kleine berittene Schar die Stadt verließ, sollten sie zeigen, ob sie was taugten. Die Erinnerung an diesen ersten Ritt durch die Prärie wird uns unvergeßlich bleiben bis an das Ende unserer Tage. Es war einer jener vollendet herrlichen Tage, die uns nur selten geschenkt werden, in denen eine Ahnung uns ergreift von dem, was die Erde gewesen sein muß, ehe die Sünde sie berührte. Himmel, Luft und Landschaft — alles war wie verklärt und in so wundervollem Einklang miteinander, daß ich ausrufen mußte: „Wenn am Schemel seiner Füße schon solche Herrlichkeit zu schauen ist, was wird es da erst sein am Throne Gottes?“

An diesem ersten Tage legten wir nur einige Meilen zurück und schlugen dann unser Nachtlager auf. Wir alle waren in gehobener Stimmung und bester Laune und schienen erfreut, daß wir uns mehr und mehr von der civilisierten

Welt entfernten und der Wildnis näher kamen. Etliche Tage blieben wir indessen noch im Bereich einiger Grenz-dörfer und Ansiedelungen, die jedoch immer seltener wurden, je weiter wir vordrangen. Die letzte dieser Ansiedelungen befand sich an der Stelle, wo jetzt die blühende Stadt Clear-Water am linken Ufer des Mississippi liegt. Hier brachten wir alles, was sich an unserem Reisezeug als der Ausbesserung bedürftig zeigte, noch gründlich in Ordnung, denn weiterhin konnten wir auf keinerlei Beistand rechnen.

Unser Lager bestand aus 8 Zelten, 14 Pferden und 15—20 Personen, Große und Kleine, Weiße und Rothäute zusammengezählt. Sobald das Nachtlager aufgeschlagen war, ließen wir die Pferde los in das herrliche Prärien-gras, wobei wir nur die eine Vorsichtsmaßregel gebrauchten, sie zu „koppeln“ — d. h. die Vorderfüße zusammenzubinden, damit sie sich nicht allzuweit entfernen konnten: eine Maßregel, die uns Neulingen anfangs etwas grausam schien, und gegen die sich die feurigen Tiere zuerst tapfer als gegen eine Beeinträchtigung ihrer Freiheit wehrten. Nach und nach aber gewöhnten sie sich daran, und wir sahen die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung ein, da wir nie Mühe hatten, unsere Pferde wiederzufinden.

Weiterhin trafen wir auf Ansiedler, die beschäftigt waren, ihre im Kriege mit den Sioux zerstörten Häuser wieder aufzubauen. Da sie in diesem entsetzlichen Kriege fast alle schwer gelitten hatten, waren sie gegen die Indianer sehr erbittert. Sie waren in Unkenntnis darüber, daß es die Weißen sind, welche die Schuld an diesem blutigen Aufstande trifft. Mehr als 900 Leben hat er gekostet und eine Strecke Landes völlig verwüstet, die größer ist als mancher Staat Neu-Englands.

Heutigestags ist es eine anerkannte Thatsache, daß die Habgucht und Unredlichkeit der Beamten der Vereinigten

Staaten diesen beklagenswerten Krieg von 1863 veranlaßte. Der oberste Agent erhielt von der Regierung die Summe von 600 000 Dollars in Gold, welche den Indianern gehörte und dem Häuptling „Kleine Krähe“, sowie anderen Häuptlingen und Gliedern seines Stammes ausgezahlt werden sollte. Der Agent nutzte den damals sehr hochstehenden Goldkurs aus, wechselte die Summe in Banknoten um, zahlte diese den Indianern aus und strich den enormen Gewinn, den das Goldagio ausmachte, in seine eigene Tasche. Als die Zahlung begann, erklärte „Kleine Krähe“, welcher gut wußte, worauf sie nach dem Vertrag das Recht hatten:

„Gold=Dollars mehr Wert als Papier=Dollars, ihr zahlt uns Gold.“

Der Agent weigerte sich, dies zu thun, und die Folge davon war der Krieg. Dieses ist nur ein Beispiel unter Hunderten, wo die Habsucht und Selbstsucht einiger weniger das Land in Krieg gestürzt hat und Hunderte von Menschenleben, Millionen von Reichtümern verschlungen hat.

Überdem thaten diese selben Agenten und deren Helfershelfer durch ihre bestochene Presse ihr Möglichstes, um dem Publikum eine falsche Vorstellung vom Charakter der Indianer beizubringen. Um die Schändlichkeit ihrer eigenen Handlungsweise zu verdecken und die Aufmerksamkeit von ihren verbrecherischen Thaten abzulenken, wurden sie nicht müde, den Charakter der Indianer zu verleumden und herabzusetzen.

Einige der Ansiedler sagten zu mir:

„Bleiben Sie hier bei uns und seien Sie unser Pastor. Wir wollen Ihnen eine gute Wohnung anweisen, Ihnen helfen einiges Getreide anzubauen und werden alles thun was in unseren Kräften steht, damit es Ihnen gut gehe.“

Als sie sahen, daß wir alle ihren Einladungen widerstanden, änderten sie ihre Taktik, und der eine rief aus:

„Kimmermehr werden Sie durch das nördliche Gebiet der Indianer mit den prachtvollen Pferden und all dem Zeug, was Sie mit sich führen unbehelligt durchziehen können!“

„O ja, wir werden es schon,“ erwiderte Mc Dougall, „wir führen eine kleine Flagge mit uns, die wird uns durch alle Indianer-Stämme Amerikas sicher hindurchführen.“

Sie bezweifelten diese Behauptung auf das entschiedenste, doch erwies sie sich als buchstäblich wahr, wenigstens was die Siour anbetrifft. Denn als wir einige Tage später diesem Stamme begegneten und unsere britische Flagge an einem Peitschenstiel wehen ließen, veranlaßte sie das, ihre Gewehre ins Gras zu werfen und mit ausgestreckten Händen auf uns zuzueilen, indem sie uns durch einen Dolmetscher sagen ließen: „sie seien erfreut, uns zu sehen und Unterthanen „der großen Mutter“ jenseit der Wasser die Hände schütteln zu können.“ Als wir späterhin, weiter nordwärts, ihr eigenes Gebiet erreichten und den Stamm auf uns zukommen sahen, versteckten wir auf Mr. Mc Dougalls Befehl all unsere Gewehre in den Wagen und traten ihnen als Freunde unbewaffnet und ohne Furcht entgegen. Sie rauchten die Friedenspfeife mit denjenigen unter uns, die sich des Krautes zu bedienen wußten; mit den anderen tranken sie Thee als Zeichen des Friedens. Da sie keine Ahnung von unserer Sprache hatten und wir keine von der ihrigen, konnte sich unsere Unterhaltung nur auf solche Dinge erstrecken, die man durch Zeichen ausdrücken konnte. Aber durch Mc Dougall und unsere eigenen Indianer ließen sie uns ihre Freundschaft versichern. Wir schlugen unsere Zelte auf, koppelten unsere Pferde und ließen sie los wie gewöhnlich. Wir bereiteten unsere Abendmahlzeit,

hielten die Abendandacht, schlugen die Feldbetten auf und legten uns zum Schlafe nieder, ohne einen irdischen Wächter zu unserer Sicherheit aufzustellen. Die Wachfeuer dieses sog. „verräterischen und blutdürstigen Stammes“ leuchteten in nicht zu großer Entfernung zu uns herüber, wir wußten auch, daß wir beobachtet seien. Dennoch schiefen wir im Frieden und erhoben uns am folgenden Morgen in vollkommener Sicherheit. Weder waren wir gestört, noch war uns das geringste gestohlen worden. Das waren unsere Erfahrungen bei der Berührung mit einem Volk, das zwar rachsüchtig ist, wenn man es reizt, das sich aber dankbar einer jeden erfahrenen Freundlichkeit erinnert und seine eingegangenen Verträge und Verpflichtungen so gewissenhaft einhält, wie nur irgend ein anderes Volk auf Erden.

Dreißig Tage brauchten wir zur Reise von St. Paul bis zur Red-River-Ansiedlung. Wir hatten sehr viele brückenlose Ströme zu überschreiten. Bei einigen derselben dauerte es mehrere Tage, bis unsere ganze Karawane übergesetzt war. Auch geschah es nicht selten, daß die Wagen im Flugande oder Sumpfboden so tief einsanken, daß es der äußersten Anstrengung sämtlicher Männer bedurfte, um sie wieder flott zu machen. Oft konnte man unsere Damen tapfer barfuß durch breite Ströme waten sehen an Stellen, wo heutzutage die Reisenden in luxuriös eingerichteten Eisenbahnwagen mit einer Geschwindigkeit von 80 Kilometern die Stunde dahinsausen! Ach ja, es war eine fröhliche, tapfere, kleine Schar von Bahnbrechern, die damals miteinander Freud und Leid einer solchen Reise teilte.

Das Wetter war uns im ganzen während dieser Reise günstig, aber ein paar durchdringende Regenstürme erlebten wir doch. Da muß ich denn eingestehen, daß die Begeisterung bei Einzelnen aus der Gesellschaft ziemlich abgeklüht wurde und sie sich fragten, was sie denn eigentlich

dazu getrieben hätte, ihr behagliches, glückliches Heim im Stiche zu lassen und in solche unwirtliche Wildnis hinauszuziehen? Ein orkanartiger, entsetzlicher Sturm überfiel uns eines Abends, als wir uns gerade zur Nacht auf dem Westufer des Red-River gelagert hatten. In einem Augenblick waren die Zelte umgeblasen. Schwere Wagen wurden durch die Gewalt des Sturmes in Bewegung gesetzt und rollten vor ihm her. Für eine Weile herrschte die äußerste Verwirrung im Lager. Zum Glück wurde niemand beschädigt, und sogar die meisten Gegenstände, die uns weggesflogen waren, fanden sich am nächsten Morgen wieder.

Unsere Sonntage waren stille Tage der Ruhe und gesegneter Gemeinschaft mit Gott. Gemeinsam beteten wir den an, der nicht wohnet in Tempeln, die mit Händen gemacht sind. Viel köstliche Stunden der Erquickung vor seinem Angesicht schenkte er uns dort; er, der unser Trost und unsere Zuflucht gewesen war in so mancherlei anderen Verhältnissen, der uns jetzt zu diesem neuen Werk und Leben berufen hatte und seine Verheißung an uns erfüllte: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.“

---



## 2. Kapitel.

**I**n Fort Garry in der Red-River-Ansiedlung, wo jetzt die blühende Stadt Winnipeg entstanden ist, trennte sich unter lebhaftem gegenseitigen Bedauern unsere Reisegesellschaft, die so lange miteinander Lust und Last des Wanderlebens geteilt hatte. Missionar George Young und seine Familie blieben an diesem Ort zurück, um hier die erste Missionsstation der Wesleyanischen Kirche zu gründen. Viel Schwierigkeiten und Enttäuschungen hat er zu überwinden gehabt, aber seine Erfolge sind herrlich gewesen. Die hervorragende Stellung, welche die Methodistischen-Kirche jetzt im Nord-Westen Canadas einnimmt, verdankt sie diesem Manne mehr als irgend einem andern. Neben seinen vielseitigen Berufspflichten erwuchsen ihm noch zahllose Mühen aus dem Umstande, daß die verstreut lebenden Missionare im Inneren des Landes sich wegen der Besorgung ihrer Vorräte und anderer notwendiger Dinge beständig an ihn zu wenden pflegten. Er kam ihnen stets aufs freundlichste entgegen, und seine Bemühungen für ihr Wohl werden stets unvergessen bleiben.

Die Herren Mc Dougall und Peter Campbell mit den Lehrern und anderen Gliedern der Gesellschaft setzten ihren Weg nach dem fernen, nördlichen Saskatchewan-Flusse fort. Auf der ersten Strecke ihrer Reise über die fruchtbaren, noch unbebauten Prärien trafen sie niemanden an als nur herumziehende Indianer und Mischlinge. Ihre roh gezimmerten Wigwams, ihre laut knarrenden Karren sind längst

verschwunden, und an die Stelle sind behagliche Wohnhäuser thatkräftiger Ansiedler und die rasch dahin eilenden Züge der Eisenbahn getreten.

Von Fort Garry an setzten meine Frau und ich unsere Reise zu Wasser fort. Wir fuhren den Red-River hinab bis zu dessen Mündung in den großen Winipeg-See. Dann schifften wir über die ganze Länge des stürmischen Winipeg-Sees und weiter hinauf bis zu unserem fernen, nordischen Heim. Diese Reise wurde in einem sog. Hudson Bai Inland Boote ausgeführt.

Diese Boote sind wie große Rachen gebaut, nur an beiden Enden spitz, und haben weder ein Deck noch eine Kabine. Sie sind mit einem Mast und einem viereckigen Segel versehen, welche beiseite geschafft werden, sobald der Wind fürs Segeln ungünstig ist. Die Bemannung besteht aus 6—8 Ruderern; die Ladung kann etwa 4 Tonnen à 20 Centner betragen. Diese Boote können einem heftigen Sturm und hohen Wellengang standhalten, wie die Erfahrung während unserer zahlreichen Reisen es uns oft genug bewiesen hat. Ist der Wind fürs Segeln nicht günstig, so ziehen die kräftigen Ruderleute ihre schweren Ruderstangen hervor, die markigen Gestalten beugen sich über dieselben vor, und mit erstaunlicher Gleichmäßigkeit untereinander Takt haltend sind sie oft imstande 110 Kilometer am Tage zurückzulegen. Doch ist dieses Rudern eine Knechtsarbeit, und sie ziehen einen günstigen, scharfen Wind, selbst wenn er in einen Sturm ausartet, allzeit der Windstille vor. Diese Indianer des Nordens sind vorzügliche Seeleute, in den plötzlichen Stoßwinden und heftigen Stürmen, die auf diesen Riesenseen unvorhergesehen hereinbrechen, beweisen sie viel Mut und große Geistesgegenwart.

Unsere Plätze waren uns im Hinterteil des Bootes angewiesen in der Nähe des Steuermannes, eines echten

Indianers Namens Thomas Mamanowatum. Kurzweg wurde er in Anbetracht seiner fast riesenhaften Größe „der große Tom“ genannt. Er war ein Gentleman von Natur, ein großherziger, treuer Mann, wir werden in der Folge mehr von ihm zu erzählen haben.

In der That, der Missionar, dem es beschieden war, einen solchen Mann vom Heidentum zu Christo zu führen, muß sich geehrt fühlen.

Wir setzten unsere Reise ganz angenehm etwa 40 Kilometer auf dem Red-River bis zum unteren Fort Garry fort, wo wir erfuhren, daß wir mehrere Tage zu warten hatten, ehe die Ausrüstung der Boote fertig sein könne. Doch wurde uns die Zeit angenehm verkürzt durch die Liebenswürdigkeit der Angestellten der Hudson-Bay Gesellschaft, deren Gastfreundschaft wir genossen.

Das untere Fort Garry, auch das „Stein-Fort“ genannt, ist von einem hohen, massiven Steinwall umgeben, der sowohl die Ansiedlung selbst, als auch die Gebäude der Gesellschaft umschließt. In stürmischen Zeiten erbaut, als verschiedene Handelsgesellschaften hier um den Vorrang stritten und gleichzeitig feindliche Indianerstämme die Gegend durchstreiften, trägt es noch den burgartigen Charakter jener Zeit. Es ist imstande jedem Angriff zu trotzen, der ohne Unterstützung von Kanonen darauf gerichtet würde.

Die fast höfische, altmodische Etikette, die unter den Beamten dieser blühenden Handelsgesellschaft herrscht, gefiel uns sehr und ergözte uns nebenbei auch ein wenig. Das Gesetz der Anciennität stand in jenen Tagen noch in voller Kraft. Wenn die Mittagsglocke ertönte und alles sich in den Eßsaal begab, wäre es einem Kommiss, der 14 Jahre im Geschäft war, nimmermehr in den Sinn gekommen vor einem, der 15 Jahre der Kompanie gedient hatte, einzutreten oder gar über ihm am Tische zu sitzen. So etwas hätte

ihm von dem ältesten anwesenden Beamten die schärfste Rüge zugezogen. Aber so unbequem und sogar lächerlich diese Gesetze bisweilen erscheinen mögen, haben sie doch einem guten Zweck gedient und manchen Mißthelligkeiten vorgebeugt, die sonst leicht hätten Platz greifen können.

Eine sonderbare Sitte, mit der wir uns nicht befreunden konnten, war die, daß die Damen und die Herren ihre Mahlzeiten in gesonderten Speisesälen einnahmen. Es machte auf uns einen höchst komischen Eindruck, wenn die Herren mit der ausgefuchtesten Höflichkeit ihre Damen in die Halle geleiteten, die zwischen den beiden Speisesälen liegt, und dann mit ernsthafter Miene nach links abschwanken, während die Damen sämtlich in den Saal rechts abzogen.

Da diese Sitte unseren Gewohnheiten und Ansichten schnurstracks entgegenlief, wagten wir es, um eine Erklärung derselben zu bitten. Aber wir konnten nichts weiter darüber in Erfahrung bringen, als daß es eine alte Sitte sei, die sich bewährt habe.

Ein etwas brummiger, alter Hagestolz äußerte: „Wir können die Frauen nicht brauchen, wenn wir über Geschäfts-Angelegenheiten verhandeln, die nicht bekannt werden dürfen. Wenn sie zugegen wären, würden unsere Pläne und Absichten bald überall bekannt sein, und unser Handel könnte darunter leiden.“

Noch bis vor kurzem waren die Reisenden in jenen Gegenden ganz auf die Freundlichkeit und Gastfreundschaft der Angestellten der Hudson-Bay Gesellschaft angewiesen. Sie wurden alle mit gleicher Höflichkeit aufgenommen und auf das liebenswürdigste verpflegt. Der einzige Zweck dieser Niederlassungen der Gesellschaft, die mit Vorliebe an Plätzen angelegt sind, welche für Jagd- und Fischfang günstig sind, ist der Tauschhandel von Produkten der Civilisation gegen

die kostbaren Pelzwaren, welche man nirgend schöner finden kann als hier.

Es kommt öfter vor, daß die Post nur zweimal im Jahr in solch eine Ansiedlung gelangt, bisweilen sogar nur einmal jährlich. Dann ist die Ankunft der Post natürlich das große Ereignis des Jahres.

Wir verlebten im Fort Garry einen schönen Sonntag, an welchem ich vor einer kleinen Gemeinde predigen konnte, die aus den Angestellten, ein paar gerade anwesenden Gästen und einigen Indianern und Mestizen bestand.

Am folgenden Tage waren unsere Boote bereit, und wir konnten uns einschiffen, um das Nord-Ende des Winipeg-Sees zu erreichen, von wo aus wir dann noch in nördlicher Richtung eine Landreise vor uns hatten, ehe wir endlich unser zukünftiges Heim, die Missions-Station Norway-Haus, erreichten.

Die Fahrt den Red-River hinab war sehr angenehm. Wir fuhren durch die blühende Indianer-Ansiedlung, in der die Kirche von Engiand eine segensreiche Mission hat. Dort fielen uns die gut gebaute Kirche, sowie die behaglichen Wohnungen der Eingeborenen angenehm auf. Sie zeugten deutlich von dem Einfluß des Evangeliums, das auch in irdischen Dingen veredelnd und hehend wirkt auf alle, die sich seiner Einwirkung unterstellen.

Das gemütliche Wohnhaus des Archidiacon Cowley wurde uns gezeigt, das lieblich von Bäumen umgeben da liegt. Archidiacon Cowley war ein allgemein beliebter Mann, — uns ist er in späteren Jahren bei einer besonders schmerzlichen Veranlassung ein Engel des Trostes gewesen, und stets sind unsere Herzen ihm in dankbarer Liebe verbunden geblieben. Dieses schmerzlichen Ereignisses will ich vorgreifend gleich hier erwähnen, obwohl es erst 5 Jahre später stattfand und wir bei dieser unserer ersten Durchreise keine

Ahnung hatten, welch eine Bedeutung dieses Stück Erde einst für unsere Herzen haben würde.

Nach etwa fünfjährigem Aufenthalt in Norway-Haus unter den Ari-Indianern erhielt ich von meinen Vorgesetzten die Weisung, diesen Posten zu verlassen und eine neue Arbeit zu beginnen unter dem Stamme der Saukteaux-Indianer. Ich sollte jedoch in Norway-Haus bleiben, bis mein Nachfolger dort eingetroffen sei. Da sich in jener Zeit mangelnder Verkehrsmittel nur eine einzige Reisegelegenheit für meine Frau und Kinder bot, reisten sie einige Wochen vor mir in einem offenen, von einigen wenigen Indianern bemannten Boot ab. Ich selbst sollte im Rindentahne nachfolgen. So entseßlich war die Zulihitze im offenen Boot ohne Deck und Schutzzelt, daß unser liebes Töchterchen Nelly, ein schönes, kräftiges Kind, an einer Gehirnentzündung erkrankte und starb. Die Mutter war mit ihrem sterbenden Kinde ganz allein unter ihren mittrauernden eingeborenen Bootsleuten — „eine Fremde im fremden Lande,“ — kein Heim in der Nähe, in das sie hätte einkehren können, keine nahestehenden Freunde, die ihr Leid mit ihr geteilt hätten. Glücklicherweise hatten die Beamten im Fort Garry von ihrem Kummer erfahren und führten die schwergeprüfte Mutter mit ihren Kleinen in eines der Häuser auf der Ansiedlung, ehe unser Liebling ausgelitten. Rev. Cowley kam zu ihr, betete mit ihr und erwies ihr die herzlichste Teilnahme in diesen schweren Prüfungstagen. Da ich weit weg war, mochte meine Frau nichts Endgültiges bestimmen, wo unser liebes Kind zur letzten Ruhe bestattet werden solle. Es wurde vorläufig ein Grab gegraben und die irdische Hülle unseres Lieblings hineingesenkt, bis auf die Zeit, wo die Trauerbotschaft mich erreicht hatte und ich die Bestimmung wegen der Bestattung treffen konnte. Ich schrieb sofort an den ehrwürdigen Archidiacon Cowley und bat um die

Erlaubnis, unser Kindlein auf seinem Friedhof zu beerdigen. Durch den rückkehrenden Boten erhielt ich einen brüderlichen, teilnehmenden Brief, der mit den Worten schloß: „Unsere Gräber stehen offen vor euch. Begrabe deinen Toten in unseren ehrlichsten Gräbern.“ (1. Mos. 23.)

Einige Wochen später, als ich die Missionsstation meinem Nachfolger Button übergeben hatte, eilte ich an den Ort, wo uns so Schmerzlichcs betroffen hatte. Mit einigen teilnehmenden Freunden, in der Mehrzahl Indianer, führte ich den kleinen Sarg aus der zeitweiligen Ruhestätte in eine Gruft auf dem St. Peters-Kirchhof über. Der liebe Mr. Cowley hielt an dem teuren Grabe die schöne Begräbnis-Liturgie seiner Kirche. Seit jener Zeit ist uns dieses Land, in welchem unser geliebtes Kind nun ruht, doppelt teuer.

Wie wenig ahnten wir auf jener ersten Reise, als wir frohen Mutes auf dem Strom dahinglitten, welch tief-schmerzliches Ereignis uns wenige Jahre später auf derselben Stelle betreffen würde!

Der Winipeg-See gilt für einen der stürmischsten auf dem ganzen Festlande Amerikas. Er ist etwa 300 Kilometer lang, in der Breite wechselt er von einigen wenigen bis zu 80 Kilometer. Seine Ufer sind in zahllose, kleine Buchten und Landzungen ausgezackt; die vielen Sandbänke und versteckten Riffe machen ihn für den Schiffer äußerst gefährlich. Winipeg oder Wenipäk, wie manche Indianer es aussprechen, bedeutet „die See“ —, Rache Wenipäk heißt „der Ocean.“

Die Reise über den Winipeg-See im offenen Boot, wie wir sie damals machen mußten, würde heutzutage als sehr mühevoll angesehen werden. Der gewöhnliche Verlauf unserer Reisetage war folgender: Sehr früh am Morgen weckte uns der Ruf unseres Führers, Tom: „Ku, ku

kwa!“ d. h. „Wachet auf!“ Maner wartete von jedermann einen schnellen Gehorsam, denn es bestand eine gewisse Eifersucht zwischen den beiden Booten, welches von ihnen zuerst zum Aufbruch bereit sein würde.

Ein eiliges Frühstück wurde auf den Felsen zubereitet und eingenommen. Danach wurde ein Morgenlied gesungen und ein inbrünstiges Gebet zu dem emporgeschickt, dem Wind und Wellen gehorsam sind.

Dann erscholl der Ruf: „Alle an Bord“, und in Windeseile wurden Zelte, Arzte, Kochkessel und alle anderen Sachen zusammengepackt und an Bord geschafft. War der Wind günstig, so wurde der Mast eingesetzt, das Segel aufgezogen, und bald glitten wir über die Fluten dahin. Mußten die Ruder gebraucht werden, so waren die armen Burschen nicht halb so eifrig an Bord zu kommen, wußten sie doch, welche harte Arbeit ihrer wartete. Hatten wir günstigen Wind, so aßen wir unser Mittagsbrot, so gut wir konnten, an Bord, um Zeit zu gewinnen, da die Ruderer wohl wußten, wie viel angenehmer es ist, so vor einem guten Winde dahinzugleiten, als an den schweren Ruderstangen zu sitzen. Oft sind wir trotz der Gefahr, die wir dabei liefen, Nächte hindurch so weitergesegelt, nur um den günstigen Wind auszunutzen.

In dieser Welt der Ungewissheiten giebt es nichts Ungewisseres als die Dauer einer Reise auf dem Winipeg-See in einem offenen Boot der Hudson-Bay-Gesellschaft. Sie kann in vier Tagen zurückgelegt werden, sogar einige Stunden weniger als das, — sie kann aber auch 30 Tage dauern.

Einst, in späteren Jahren, bin ich auf einer kleinen Felseninsel im See sechs Tage lang durch einen heftigen Nordost-Sturm festgehalten worden. Derselbe blies mit solcher Gewalt, daß wir kein Zelt aufrichten konnten, ja,



nicht einmal wir selbst konnten aufrecht stehen bleiben. Da die Erdrume dort nicht tief genug ist, um einen Zeltpflock einzutreiben, mußten wir diese sechs Tage mit unseren Sachen und Vorräten unter freiem Himmel zubringen und wurden vom Regen und Unwetter bis auf die Knochen durchnäßt. Im Verlauf dieser letzten Jahre, wo ich öfter Gelegenheit hatte die Klagen von Leuten anzuhören, die in bequemen Wartesälen der Eisenbahn saßen und auf einen Zug warten mußten, der ein paar Stunden Verspätung hatte, hat die Erinnerung mich zurückgetragen zu solch langwierigen, unfreiwilligen Aufenthalten unter den unangenehmsten Umgebungen. Da habe ich mich verwundern müssen, über was für Kleinigkeiten manche Reisenden ihre gute Laune und ihren Gleichmut verlieren.

Bei gutem Wetter war das Lagern am Ufer sehr angenehm. Unser Zelt war durch freundliche Hände schnell aufgeschlagen. Das Feuer war bald angemacht und strahlte immer heller bei ringsum zunehmender Dunkelheit. Die Abendmahlzeit war schnell bereitet, und eine Stunde oder zwei vergingen in angenehmer Unterhaltung mit unseren farbigen Freunden, die die angenehmsten Reisegefährten der Welt sind. Unsere Tage begannen und endigten stets mit einem kurzen Gottesdienst. Alle unsere indianischen Begleiter auf dieser ersten Reise waren Christen im besten und wahren Sinne dieses Wortes. Sie waren durch die früheren Missionsarbeiter unserer Kirche bekehrt worden. Anfangs waren sie etwas zurückhaltend und schienen zu glauben, daß wir ein sehr gesektes und würdevolles Gebaren von ihnen erwarteten. Denn gerade wie auch manche „weißen Leute“ dachten sie, der „Schwarzrock“ und seine Frau hielten nichts von Scherz und Lachen.

Recht bald hatten wir sie jedoch über diesen Irrtum aufgeklärt, und ehe wir Norway-Haus erreicht hatten, standen

wir auf dem besten Fuß miteinander. Wir verstanden nur wenig von ihrer Sprache, doch gab es unter ihnen einige, die recht gut Englisch konnten. Diese dienten uns als Dolmetscher, und wir kamen prächtig miteinander aus.

Sie waren mit Gesangbüchern und Neuen Testamenten in der schönen Silbenschrift gut versorgt, und sie benutzten dieselben fleißig. Diese gemeinsamen Andachten mit einem Volk, dessen Sprache wir nicht kannten, berührten uns anfangs eigentümlich; aber es hatte gleich einen herzbeweglichen Reiz für uns. Es machte einen tiefen Eindruck auf uns zu sehen, mit welcher ehrfurchtsvoller Andacht sie ihren Gottesdienst hielten. Sie hörten andächtig zu, wenn einer aus ihrer Mitte einen Abschnitt aus dem Worte Gottes las und folgten mit großer Aufmerksamkeit dem, was ich ihnen durch einen Dolmetscher darüber zu sagen hatte.

Sehr lieblich und wohlthuend klangen die Lob- und Anbetungslieder, die sie mit ihren wohllautenden, melodischen Stimmen erschallen ließen. Obgleich wir ihre Sprache nicht verstanden, empfangen wir einen tiefen Eindruck von der Inbrunst und Andacht, mit der sie im Gebet dem himmlischen Vater naheten, und wir empfanden es als einen Vorzug und eine Quelle des Segens für uns, daß wir mit ihnen gemeinsam unsere Kniee beugen konnten und unsere Gebete mit den ihrigen vereint emporstiegen zum Gnadenthron des himmlischen Vaters, der alle Sprachen auf Erden versteht, und vor dessen Auge alle Herzen offen daliegen.

Oft war unsere Umgebung sehr geeignet die Andacht der Herzen zu erhöhen. Wie einst die Scharen sich an den Ufern des Sees Genesareth sammelten, um des Herrn Wort zu lauschen, so fühlten wir an diesen stillen Gestaden, daß wir den anbeteten, der heute noch derselbe ist wie in jenen Tagen. Wenn wir die sonnenbeglänzten Wellen des Winipeg vor uns hatten, den blauen Himmel über uns, den dunklen

tiefern Urwald im Hintergrunde und die gewaltigen Granitfelsen unter uns, da empfanden wir oft in wunderbarer Weise die Nähe dessen, „der nicht wohnet in Tempeln, die mit Händen gemacht sind“, — „der sich kleidet mit Licht als mit einem Gewand, der da ausbreitet den Himmel wie einen Teppich; der es oben wölbet mit Wasser und fährt auf den Wolken wie auf einem Wagen und gehet auf den Fittichen des Windes. Er hat den Erdboden gegründet auf der Tiefe, daß er bleibet immer und ewiglich.“

---

Granit-  
erbarer  
In, die  
icht als  
e einen  
uf den  
ittichen  
uf der

### 3. Kapitel.

**A**m Nachmittag des 29. Juli 1868 erreichten wir Norway-Haus und wurden von Herrn James Stuart, dem obersten Beamten dieser Ansiedlung der Hudson-Bay-Gesellschaft, aufs herzlichste empfangen. Norway-Haus ist einer der wichtigsten Handelsplätze der Hudson-Bay-Gesellschaft, wo sich die Beamten derselben alljährlich zu versammeln pflegten, aus den entferntesten Gegenden dieses unermeßlichen Reiches zusammenkommend, um über verschiedene Dinge Entschlüsse zu fassen, die mit dem Betrieb ihres Geschäftes zusammenhingen. Sir George Simpson, das thatkräftige und ziemlich despotische Haupt der Gesellschaft, pflegte alljährlich die Strecke von mehreren tausend Kilometer von Montreal bis hierher zurückzulegen, um seine Beamten hier zu treffen. Er machte diese Reisen in einem Birkenkahn, dessen treffliche Bemannung aus Indianern vom Irokese-Stamme bestand. In Norway-Haus wurden ungeheure Mengen von Pelzwaren angesammelt und dann über die Hudson-Bay nach England verschifft.

Der Anblick dieser gut gehaltenen Niederlassung und die herzliche Aufnahme, die wir daselbst erfuhren, berührten uns nach der langen, anstrengenden Reise äußerst wohlthuend. Doch waren wir von unserer Missions-Station immer noch gegen 3 Kilometer entfernt und daher ungeduldig, das Ziel unserer Reise endlich zu erreichen.

Herr Stuart bestand jedoch freundlich darauf, daß wir

zum Thee dablieben, und brachte uns dann in seinem eigenen Ruderboot, das mit vier kräftigen schottischen Hochländern bemannt war, nach dem Indianer-Dorf hinüber. Ehe wir das Ufer erreichten, trafen süße Töne eines Liebes unser Ohr. Der Mittwoch Abend-Gottesdienst wurde eben gehalten, und die Indianer-Gemeinde sang ihre Loblieder, deren Töne jetzt zu uns herüberklangen, während wir uns dem Ufer näherten. Wir begrüßten diese Klänge als ein freundliches Vorzeichen und als einen Beweis der Macht des Evangeliums, die Herzen der Menschen umzuwandeln. Vor nicht gar so vielen Jahren waren an diesem Ort die einzigen gewohnten Töne das gellende Geschrei der wilden Indianer und das entsetzliche Geheul der Beschwörer. Jetzt ertönten hier Zions liebliche Lieder, und Gottes Preis wurde von einem Volk gesungen, dessen Lebenswandel für die Aufrichtigkeit und Echtheit seines Christenglaubens Zeugnis ablegt.

Im Missionshause wurden wir von Frau Missionar Stringfellow herzlich willkommen geheißen. Bald darauf erschien auch ihr Gatte, der den Gottesdienst in der Kirche geleitet hatte. Wir waren voll Dank zum Herrn, dessen Gnade uns glücklich bis hierher geleitet und uns bewahrt hatte in all den mannigfachen Fährlichkeiten der Reise zu Wasser und zu Lande, die drei Monate und achtzehn Tage gedauert hatte. Hier befanden wir uns auf unserem angewiesenen Arbeitsfeld unter den Kri-Indianern, wo es uns erlaubt war, viele Jahre hindurch zu arbeiten.

Herr und Frau Stringfellow blieben noch ein paar Tage mit uns zusammen, ehe sie ihre Heimreise nach Ontario antraten. Gar angenehme Zwiesprache hielten wir miteinander, und ich empfang manch wertvollen Rat und manche Aufklärung über unsere Arbeit unter diesen roten Männern. Elf Jahre hindurch hatten dieser Missionar und

seine Frau hier im Nordlande gearbeitet und gelitten. Ihre Mühe war von Segen und Erfolg begleitet gewesen, und wir waren äußerst erfreut über den guten Stand des Missionswerkes, wie wir es hier vorfanden.

Während unserer Hausandacht an diesem ersten Abend nach unserer Ankunft brach einer der entsetzlichsten Stürme los, die ich jemals erlebt habe. Das festgefügte Missionshaus, das aus schweren Klöcken erbaut und gut kalafatert und mit Brettern bekleidet war, wurde dermaßen erschüttert, daß mehrere große Bilder von den Wänden niederstürzten, während wir im Gebet auf den Knien lagen. Eines davon fiel auf Stringfellow's Kopf und brachte unsere Abendandacht diesmal zu einem raschen Ende.

Die Missions-Station Roskville bei Norway-Haus wurde im Jahre 1840 vom Missionar James Evans begründet. Es war damals und ist noch heute eine der erfolgreichsten Missionen in Amerika.

Bei unserer Ankunft in Roskville strömten die Indianer herbei, um den neuen Missionar und seine Frau zu sehen, und waren sehr herzlich in ihren Begrüßungen. Sogar einige heidnische Indianer in ihren wilden, malerischen Trachten erschienen, um uns zu besehen, und begrüßten uns sehr freundlich.

So bald als möglich machten wir uns ans Werk und suchten einen Überblick zu gewinnen, worin unsere Arbeit bestehen werde. Wir sahen manche erfreuliche Wirkung von der treuen Arbeit unserer Vorgänger, sahen aber auch, daß uns noch viel zu thun übrig blieb. Denn während in unserer Kirche und in den Häusern unserer Christen die Zions-Lieder ertönten, wurden unsere Augen und Ohren verletzt durch das Treiben und gellende Geschrei der alten Beschwörer und Medizin-Männer, begleitet von dem dumpfen, einförmigen Lärm ihrer Trommeln. Diese Töne

schlugen allnächstlich an unser Ohr; sie kamen von allen Seiten der Windrose her, von Inseln und Halbinseln, die nicht weit von uns entfernt waren.

Unser erster Sonntag war für uns natürlich ein sehr wichtiger Tag. Unsere eigene Spannung, die Gemeindeglieder zu sehen, kam sicherlich ihrer Neugierde gleich, ihren neuen Missionar zu erblicken. Heiden strömten mit den Christen herzu, bis die Kirche überfüllt war. Es freute uns sehr, ihr ehrerbietiges Betragen im Hause Gottes zu beobachten. Man sah keine Spur von Lachen oder leichtsinnigem Wesen im Heiligtum. Mit ihren weichen Mokassins an den Füßen, mit denen sie so leise wie Ragen auftraten, machten mehrere hundert Indianer nicht ein Viertel von dem Lärm, den man in Christenländern oft in Versammlungen hört, die ein Zehntel von dieser hier ausmachen. Ihr Gesang entzückte uns förmlich. Im indianischen Gesang liegt eine eigentümliche, süße Wehmut, die für mich einen ganz eigenen Reiz hat. Viele Gemeindeglieder brachten ihre Bibeln mit in die Kirche. Als ich die Lektionen für den Tag angab, zeigte die Schnelligkeit, mit der sie die Stellen auffanden, wie vertraut sie mit ihrer Bibel sein mußten. Nach alter Sitte der Methodisten knieten sie zum Gebet nieder. Sie folgten einsäktig und buchstäblich dem Wort des Psalmisten, der da sagt: „Kommt, laffet uns anbeten und niederfallen, laffet uns niederknien vor dem Herrn, der uns gemacht hat.“

Ich war so glücklich, zum Dolmetscher einen vortrefflichen indianischen Mann, Namens Timotheus Bär, zu bekommen. Er war lebhaften Gemütes und hat der Sache Christi gute Dienste geleistet. Bisweilen, wenn er für mich die segensreichen Wahrheiten des Evangeliums in seine Sprache übertrug, entbrannte sein Herz über der Herrlichkeit des Wortes. Dann konnte er sich ganz dahinein vertiefen

und konnte mit ergreifender Beredsamkeit in seine Brüder dringen, doch ja das wunderbare Heil zu ergreifen, das ihnen angeboten werde.

Wie die Tage nun dahingingen und wir bei diesen Leuten aus und ein gingen und die christlichen Indianer mit den heidnischen vergleichen konnten, sahen wir viele Beweise dafür, daß das Evangelium immer noch eine Kraft Gottes zur Seligkeit ist, und daß überall da, wo es ganz angenommen wird, es nicht nur Friede und Freude in die Herzen bringt, sondern auch die zeitlichen Segnungen der Civilisation im Gefolge hat. Die christlichen Indianer konnten mit Leichtigkeit erkannt werden an dem besseren Aussehen ihrer Wohnung sowie an der wunderbaren Veränderung ihres Lebens und ihrer Handlungsweise.

Wir waren noch nicht lange dagewesen, als es uns klar wurde, daß wir sehr vieles über die Sitten und Gewohnheiten und die Denkungsart der Indianer zu lernen hatten. Zum Beispiel: den Tag nach der Abreise von Herrn und Frau Stringfellow kam ein altes Indianerweib zu meiner Frau und gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß sie sehr hungrig sei. Auf dem Tische lag ein großer Laib Brot, ein großes Stück Salzfleisch und ein Gericht Gemüse, lauter Dinge, die von unseren Reisevorräten übrig geblieben waren. Das Mitleid meiner guten Frau war durch die Erzählung der Alten rege geworden, sie ließ sie am Tische Platz nehmen, schnitt ein gutes Stück von dem Salzfleisch und vom Brot ab, fügte dazu ein herzhaftes Teil von dem Gemüse und ein großes Glas mit Thee und lud sie ein, zuzugreifen. Mit der größten Geschwindigkeit verschwand dies alles; zu unserem nicht geringen Erstaunen hob unser Gast nach eingenommener Mahlzeit den Zipfel ihres Rockes in die Höhe, so daß derselbe eine Art Tasche bildete. Hierauf langte sie nach dem Stück Salzfleisch, das auf dem



Tische lag, und ließ es in dieser Tasche verschwinden, der Laib Brot folgte schnell und schließlich auch das Gericht Gemüse. Hierauf erhob sie sich von ihrem Stuhl, wandte sich zu uns, und sagte: „No-nas-ku-mos-wi-nah“, was in der Kri-Sprache der Ausdruck des Dankes ist. Sie verließ huldvoll das Speisezimmer, sorgfältig ihre Vorräte zusammenhaltend. Meine Frau und ich sahen voll Erstaunen zu, doch sagten wir nichts, bis sie verschwunden war. Dann konnten wir nicht umhin, über den drolligen Anblick zu lachen, obgleich die soeben verschwundenen Nahrungsmittel dazu bestimmt gewesen waren, für zwei bis drei Tage zu reichen, bis unsere Vorräte ankommen sollten. Später, als wir unser Erstaunen über das ausdrückten, was uns wie Unbescheidenheit dieser Frau erschien, erfuhren wir, daß sie nur gethan hatte, was die Sitten der Wohlstandigkeit ihres Stammes verlangen. Es ist die Sitte dieses Stammes, daß sie, wenn sie jemandem ein Fest geben oder ihn zu Mittag einladen, und sie haben gerade reichlich Nahrungsmittel im Hause, eine große Menge davon vor ihm auf den Tisch setzen. Man erwartet, daß der geladene Gast so viel ißt, als er irgend kann und den Rest mit sich wegnimmt. Dies war genau das, was das arme Weib gethan hatte. Aus dieser Erfahrung lernten wir, in künftigen Fällen unseren Gästen gerade nur so viel vorzusetzen, als unsere beschränkten Mittel uns jedesmal erlaubten, wegzugeben.

Eines Tages erschien ein stattlicher Indianer bei uns mit zwei fetten Enten. Da unsere Vorräte gerade sehr zusammengeschmolzen waren, freuten wir uns sehr über diesen Anblick und fragten den Mann, wieviel die Enten kosteten? „O, nichts!“ war seine Antwort, „es ist ein Geschenk, das ich dem Missionar und seiner Frau bringe.“ Ich war natürlich entzückt über diese Freigebigkeit eines

völlig Fremden so kurze Zeit nach unserer Ankunft in diesem wilden Lande. Der Indianer machte sich's sofort bei uns bequem und hielt uns in Atem, indem wir auf alle seine Fragen zu antworten hatten und ihm alles erklären mußten, was seine Neugier erregte. Meine Frau mußte ihre Arbeit verlassen, um zu seiner Erbauung etwas auf dem kleinen Melodeon zu spielen. Er blieb zu Mittag und verzehrte eine der Enten, während meine Frau und ich uns in die andere teilen mußten. Er blieb den ganzen Nachmittag bei uns, und that unserem Abendessen, das aus den Resten unserer Vorräte bereitet war, alle Ehre an. Er blieb bei uns, bis es beinahe Zeit war zu Bett zu gehen, bis ich ihm einen zarten Wink gab, ich dachte, es sei jetzt Zeit, daß er ginge sich zu überzeugen, ob sein Wigwam noch an derselben Stelle stände, wo er es verließ. „O,“ rief er aus, „ich warte nur.“ — „Warum?“ fragte ich, „worauf wartet Ihr?“ — „Ich warte auf das Geschenk, das Ihr mir geben werdet für das Geschenk, das ich Euch brachte.“ Nun begriff ich die Sachlage, ging hin und holte ihm etwas, das zehnmal mehr Wert hatte als seine zwei Enten, und er zog befriedigt ab.

Als er fort war, sagten wir zu einander: „Hier ist Lehre Nummer zwei. Wenn wir einige Zeit hier gewesen sind, werden wir vielleicht die Indianer etwas kennen gelernt haben.“

Nach dieser Erfahrung nahmen wir nie wieder ein Geschenk von ihnen an, sondern bestanden darauf, für alles, was wir brauchten und sie zu verkaufen hatten, einen vernünftigen Preis zu bezahlen.

Unser Sonntag begann mit der Sonntagschule um 9 Uhr. Alle Knaben und Mädchen kamen dazu, oft waren auch Erwachsene zugegen. Die Kinder waren aufmerksam und ehrerbietig; viele von ihnen waren imstande ganze Ab-

schnitte der hl. Schrift auswendig aufzusagen. Eine gute Anzahl lernte den in ihre Sprache übersehten Katechismus. Die geistlichen Lieder sangen sie gar lieblich und beteten mit uns Erwachsenen zusammen das Vaterunser laut. Der allgemeine Gottesdienst folgte um  $\frac{1}{2}$  10 Uhr. Dieser Gottesdienst wurde stets in englischer Sprache gehalten, obgleich die Lieder, Lektionen und der Text der Predigt in beiden Sprachen verlesen wurden. Die Angestellten der Hudson-Bay-Gesellschaft, die im Fort lebten, sowie etwa dort anwesende Beamte besuchten diesen Morgen-Gottesdienst regelmäßig. Und da die Indianer meistens das Englische verstanden und es außerdem unser Bestreben war, daß sie es mehr und mehr verstehen lernten, kamen auch die Eingeborenen in großer Zahl zu diesem Gottesdienst. Am Nachmittag fand dann der indianische Haupt-Gottesdienst statt. Er gehörte ihnen ganz allein und wurde sehr hoch von ihnen geschätzt. Im Morgen-Gottesdienst waren sie zurückhaltend und würdevoll. Aber nachmittags sangen sie mit einer Begeisterung, die uns entzückte, und wenn das Herz sie dazu trieb, schreckten sie nicht davor zurück mit einem freudigen „Amen“ das gehörte Wort zu bekräftigen.

Ihre Bibeln brachten sie mit ins Gotteshaus, und meinen Ohren war es ein lieblicher Ton, wenn ich das Rascheln der vielen umgewandten Blätter hörte, wenn sie den angegebenen Text im Alten oder Neuen Testament aufschlugen. Predigten werden dort nie für zu lang befunden. Sehr leise und ehrfurchtsvoll traten die Leute ins Gotteshaus ein, und mit der gleichen Ehrfurcht verließen sie es wieder. Dr. Taylor, einer unserer Missionssekretäre, besuchte uns einst, und nachdem er einem solchen Sonntag-Nachmittag-Gottesdienst beigewohnt hatte, sagte er zu mir: „Herr Young, wenn all die guten Leute, die uns helfen diese Mission und die Missionare zu erhalten, sehen könnten,

was meine Augen heute gesehen haben, sie würden uns mit Freuden zehntausend Dollar jährlich mehr geben für unsere Mission unter den Indianern."

Jeden Sonntag Abend fuhr ich nach dem Fort hinüber, im Sommer im Rahne, im Winter im Hundeschlitten und hielt dort einen Gottesdienst. Eine kleine Kapelle war für diese Abend-Gottesdienste hergerichtet worden. Ein anderer Gottesdienst wurde noch in der Kirche von den Indianern selbst gehalten. Es waren mehrere unter ihnen, die imstande waren, sehr gute Predigten zu halten, und andere, die mit glühender Beredsamkeit gleich Paulus die Geschichte ihrer eigenen Bekehrung erzählen und die anderen dringend bitten konnten, sie möchten sich versöhnen lassen mit Gott.

Zuweilen wurden wir überrascht durch den Anblick von heidnischen Indianern, die während des Gottesdienstes in die Kirche in einer Weise eintraten, die weder dem Ort noch dem heiligen Tage angemessen war. Anfangs wunderte ich mich, daß unsere christlichen Indianer das so ruhig hinnahmen. Eines Tages war ich höchst erstaunt durch den lärmenden Eintritt eines alten Indianers, Namens Tapastonum, der, mit seinem Schmucke klirrend und „Ho! Ho!“ rufend, in einer Art Lauffschrift in die Kirche kam und mehrere von den Männern und Frauen feierlich abküsste. Da meine Gemeindeglieder diese Unterbrechung zu ertragen schienen, dachte ich, ich sollte es ebenso machen. Bald setzte er sich, vom „Großen Tom“ aufgefordert, nieder, um mir zuzuhören. Er war sehr wunderbar aufgeputzt; auf der Brust hing ihm ein ziemlich großer Spiegel, den er sich an einer Schnur umgehängt hatte. Um mir besser zuhören zu können, zündete er seine große Pfeife an und schmauchte während des ganzen Gottesdienstes. Als ich nachher mit den Leuten von dem Auftreten dieses Mannes sprach, das so sehr von ihrem eigenen stillen,

ehrfurchtsvollen Benehmen im Gotteshause abstach, lautete ihre bezeichnende, von christlicher Liebe zeugende Antwort: „So sind wir auch einst gewesen, gerade so unwissend wie Tapastonum jetzt ist. Laßt uns Geduld mit ihm haben, vielleicht wird sich auch er entscheiden, sein Herz dem Herrn zu geben. Laßt ihn kommen; er wird stille werden, wenn er Licht bekommt.“

Die Wochen-Abende waren fast alle mit irgend einem Gottesdienste besetzt. Sie wurden alle mehr oder weniger gut besucht, je nachdem die Indianer im Dorfe anwesend oder auf der Jagd oder auf Reisen im Dienste der Hudson-Bay-Gesellschaft abwesend waren.

Was uns sehr erfreute, war die Thatsache, daß in so vielen Familien Haus-Andacht gehalten wurde. Es war so schön des Abends im Zwiellicht durch das Dorf zu wandern und aus so vielen Hütten die Stimme des Hausvaters zu vernehmen, wie er aus dem heiligen Buche las, oder betete, lobte und dankte.

---

#### 4. Kapitel.

Wir befanden uns in einem christlichen Dorfe, das vom Heidentum umgeben war. Der Unterschied zwischen diesen beiden Menschenklassen war sehr auffallend.

Unsere Christen lebten, sobald sie sich ein Haus erbauen konnten, in bequemen Wohnungen und strebten danach, sich möglichst emporzuarbeiten. Ihre äußere Erscheinung war besser als die der Heiden, und es galt als Grundsatz, daß auf die Frömmigkeit sofort die Reinlichkeit folge. Am Sonntag waren sie gut gekleidet und boten in der Kirche einen so gesitteten, ehrbaren Anblick dar, daß alle, die uns besuchten, voll Bewunderung waren. Die große Mehrzahl derer, die ihr Glaubensbekenntnis abgelegt hatten, führten einen ehrsamten, nüchternen und treuen Lebenswandel und bewiesen so die aufrichtige Umwandlung, die durch den Glauben an den Sohn Gottes sich in ihrem Inneren vollzogen hatte.

Einen der handgreiflichsten und köstlichsten Beweise für die Echtheit und Gründlichkeit ihrer Bekehrung bot das ganz veränderte Familienleben dar. So etwas wie ein gemüthliches Familienleben mit gegenseitiger Liebe zwischen den verschiedenen Familiengliedern war ihnen in ihrem heidnischen Stand ein ganz unbekanntes Ding. Die Männer und sogar die Knaben hielten es für ein Zeichen von Männlichkeit, ihre Mütter, Weiber und Schwestern zu verachten und schändlich zu mißhandeln. Das Christentum änderte dies alles. Wir waren beständig Zeugen von der

tiefgehenden Umwandlung in den Herzen und dem Leben dieser Leute. Die Predigt des Evangeliums hatte zur Folge, daß das Weib von der unwürdigen Stellung, die sie bei den Heiden einnimmt, zu dem rechtmäßigen Platz emporgehoben ward, der ihr in Familientreue zukommt.

Mein Herz blutete oft beim Anblick dessen, was ich bei manchen heidnischen Familien sehen mußte. Wenn ich diese wilden Leute des Sommers im Rahne, des Winters im Hundeschlitten besuchte, da habe ich es gesehen, wie solch ein hochmütiger, fauler Jäger in seinen Hof hereinstolzte, das Gewehr auf der Schulter, und seinem armen Weibe, das eifrig beschäftigt war, Holz zu hacken, im hochfahrenden Tone zuschrie: „Steh auf da, du Hund, und geh auf meiner Spur in den Wald zurück und hole den Hirsch, den ich geschossen habe. Aber spute dich, denn ich will mein Essen haben!“ Um ihre Schritte zu beschleunigen, warf er ihr noch, obwohl sie so schnell rannte, als sie konnte, einen Knüttel nach, dem sie glücklicherweise auswich.

Das Weib ergreift dann in Eile den langen Traggiemen, ein Stück Leder von mehreren Fuß Länge mit einer breiten Stelle in der Mitte, die während des Gebrauchs über die Stirn der Trägerin gelegt wird. Sie gleitet geschwinde auf den Spuren, die ihr Mann mit seinen Schneeschuhen gemacht hat, in den Wald hinein bis zu der Stelle, wo der Hirsch liegt, den er erlegt hat. Zudem sie das eine Ende des Riemens um den Schenkel des Tieres und das andere um seinen Nacken bindet, gelingt es ihr endlich mit vieler Mühe, das große Tier, welches wohl 150 bis 200 Pfd. wiegen mag, auf ihren Rücken zu heben, unterstützt von dem Lederstreifen, der über ihre Stirn geht. Atemlos vor Erschöpfung langt sie endlich zu Hause an, wo sie das schwere Tier zu Boden gleiten läßt. Hier hört sie nichts als einen barschen Befehl von den Lippen des

Tyrannen, der sich ihren Mann nennt, der es unter seiner Würde hält, das Tier, das er geschossen, selbst nach Hause zu bringen, es aber für ein Zeichen von Männlichkeit ansieht, sein Weib so zu behandeln. Die Flinte zu tragen war für ihn genug. Ohne dem armen, müden Geschöpf auch nur Zeit zu gönnen, sich einen Augenblick auszuruhen, schreit er sie an, sie solle eilen, er sei hungrig und wolle seine Mahlzeit.

Das arme Weib, obwohl zum Sterben müde, weiß durch die bitterste Erfahrung nur zu gut, daß die geringste Verzögerung die schärfsten Strafen über sie bringen würde. So ergreift sie rasch das Skalpiermesser und zieht geschickt dem Tiere die Haut ab. Dann füllt sie einen Kochtopf mit dem saftigen Wildbret, das bald zum Kochen gebracht ist und vor seine Hoheit hingestellt wird. Während er und die Männer und Knaben, die er etwa einladet, sein Mahl zu teilen, rasch das Wildbret verzehren, hat das arme Weib ihre ersten Augenblicke der Ruhe. Sie geht und setzt sich dort nieder, wo die Weiber, Mädchen und Hunde sich versammeln, und da machen sich die Frauen und die Hunde die halbbenagten Knochen streitig, welche die Männer mit höhnischem Gelächter zwischen sie werfen! Das war einer von den traurigen Vorgängen, deren Zeuge ich oftmals sein mußte, wenn ich auf meinen Reisen zu einem Indianer-Trupp kam, der bis dahin das Evangelium noch nicht angenommen hatte.

Wenn diese armen Frauen alt und schwach werden, ist ihre Lage bejammernswert. Solange sie arbeiten und sich placken können, werden sie geduldet wie ein notwendiges Übel. Sind sie aber alt und schwach, so werden sie schmachlich vernachlässigt und oft sogar aus dem Leben geschafft. Ein Missionar, der einen heidnischen Trupp Indianer besuchte, sprach zu ihnen über das Wort Jesu: „Kommet



her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ In seiner Predigt sprach er von des Lebens Arbeit und Last, und wie doch alle Menschen sich mühen und plagen müssen. Die Männer waren empört über ihn; sie versammelten sich nachher, um ihrer Entrüstung Ausdruck zu geben, und sagten da u. a.: „Laßt ihn mit solchen Reden zu unseren Weibern gehen. Die haben all die schweren Lasten zu tragen und die harte Arbeit zu thun. So etwas ist nicht für uns, sondern für die Weiber.“ So beleidigt fühlten sie sich durch seine Worte.

In einer kleinen Indianer-Ansiedlung im Nordosten des Winipeg-Sees lebte ein Häuptling, Namens Mukuwusu, der mit kalter Überlegung seine alte Mutter erdroffelte und ihren Leichnam zu Asche verbrannte. Wegen dieser entsetzlichen That zur Rede gestellt, erwiderte er herzlichlos: „sie sei zu alt gewesen, um den Kaninchen Fallen zu stellen oder Fische zu fangen, da fiel es ihm nicht ein, sich durch sie belästigen zu lassen, deshalb habe er sie erdroffelt.“ Solcher Beispiele könnte ich eine Unzahl anführen. Wahrhaftig, „die Barmherzigkeit der Bösen ist Grausamkeit.“

Welch herzerfreuenden Gegensatz zu diesen traurigen Zuständen unter den tiefgesunkenen Heiden um uns her bildeten die glücklichen Familien unserer bekehrten Indianer! Die herzlichsten Beziehungen verbanden die Familienglieder untereinander. Das Weib nahm die ihr gebührende Stellung ein und wurde liebevoll behandelt. In diesen christlichen Familien erhielten die Alten und Kranken den wärmsten Platz in der Hütte und den besten Bissen bei der Mahlzeit; ohne den segensreichen Einfluß des Evangeliums hätten sie dieselbe Behandlung erleiden müssen, die Mukuwusu seiner alten Mutter angedeihen ließ.

In der Kirche erfüllte mich oft ein Anblick mit Rührung und Freude, der ein sprechender Beweis für die umwandelnde Kraft des Evangeliums war. Es war, wenn der Kirchendiener die Thür des Gotteshauses weit aufmachte, um ein paar kräftigen, jungen Männern den Eintritt zu erleichtern, die auf ihren Armen ihre alte Mutter hereintrugen. Sorgsam stützten sie sie während des Gottesdienstes, und nach Beendigung desselben trugen sie sie mit derselben zarten Fürsorge wieder hinaus. Nur die segensreiche Macht des Evangeliums hatte diese Umwandlung bewirken können; der natürliche, hochmütige Sinn dieser jungen Männer hätte es vorgezogen, eher zu sterben als einer Frau solch einen Liebesdienst zu leisten, und wäre es auch ihre eigene Mutter gewesen.

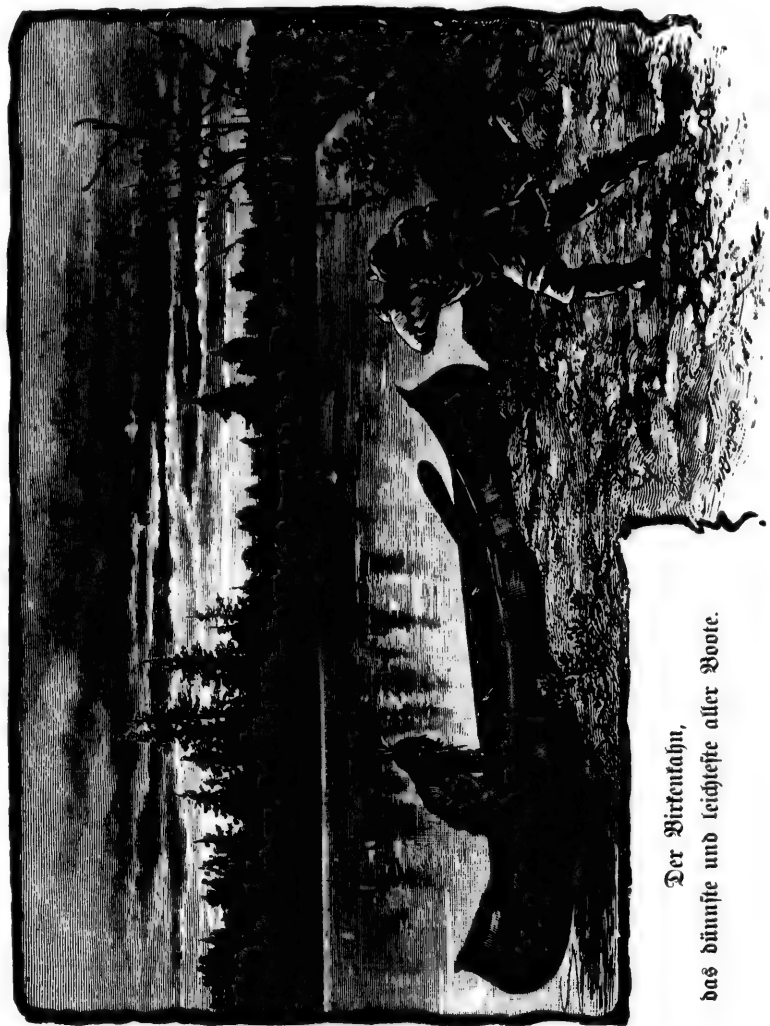
Jetzt ist das Leben der Frauen in den christlichen Familien keine Sklaverei mehr. Auch sie haben ihre glücklichen Stunden und verstehen es, sich daran zu freuen. Nichts scheinen sie mehr zu lieben als eine Fahrt in ihren leichten Rähnen, mit denen sie flink über die leuchtenden Fluten dahingleiten. Bisweilen verbinden sie das Nützliche mit dem Angenehmen und bringen manch wilde Ente als Beitrag zur Familienmahlzeit heim. Denn diese Indianer-Mädchen handhaben die Büchse nicht weniger gewandt als das Ruder.

---

## 5. Kapitel.

**I**ch hatte von meinen Vorgesetzten die Weisung erhalten, so bald als möglich die Missions-Station Oxford-Haus zu besuchen und zu thun, was in meinen Kräften stand, damit sie wieder aufgebaut werde. Die Mission hatte hier in früheren Jahren einen sehr guten Fortgang gehabt. In Jackson-Bay war eine Kirche und ein Missionshaus erbaut, und viele Indianer waren bekehrt worden. Doch war das Dorf zu weit von der Niederlassung der Hudson-Bay-Gesellschaft entfernt, wo die Indianer ihren Pelzhandel trieben, und wo sie naturgemäß sich zusammenfanden. Mehrere Jahre hindurch hatte man die Arbeit einem eingeborenen Lehrer überlassen. Die Leute empfanden die Abwesenheit eines richtigen Missionars, und die Station hatte Schaden gelitten. Nachdem ich alle nötigen Anordnungen getroffen, damit in meiner Abwesenheit das Werk in Norway-Haus seinen ungestörten Fortgang nehmen könne, verließ ich es in einem kleinen Rahne, der mit zweien meiner christlichen Indianer bemannt war, wovon einer mir als Dolmetscher diente. Ich hatte jetzt mit diesem wundervollen, kleinen Boote meine erste genauere Bekanntschaft zu machen. Für dieses wilde Land voll breiter Seen, reißender Ströme und vielfach gewundener Bäche, ist der Rahn aus Birkenrinde bei weitem das zweckmäßigste Fahrzeug. Der Rahn ist für den Indianer dieselbe nördlichen Zone dasselbe, was das Pferd für seinen kriegerischen Bruder in den Prärien oder das Kamel

halten,  
Drford:  
Kräften  
Mission  
rtgang  
issions:  
vorden.  
r Hud:  
Pelz:  
anden.  
n ein:  
en die  
Station  
An:  
t das  
ehmen  
r mit  
wovon  
t mit  
nauere  
breiter  
he, ist  
ißigste  
di.fer  
seinen  
Ramel



Der Birkenkahn,  
das dünnste und leichteste aller Boote.

für Wanderstämme ist, die Arabiens Wüsten bewohnen. Der Kahn ist für die Eingeborenen dieses Landes, wo es keine anderen Wege giebt als die gewundenen, unzuverlässigen Wasserstraßen, durchaus unentbehrlich. Es ist das dünnste und leichteste aller Boote und kann doch so stark beladen werden, bis der Rand den Wasserspiegel berührt. Von der geübten Hand dieser Indianer geführt, die die geschicktesten Bootsleute sind, gehorcht es der leisesten Bewegung ihrer Ruder, so daß es bisweilen scheinen möchte, als sei es ein mit Vernunft begabtes, lebendiges Wesen. Was sie damit und darin alles ausführen können, grenzt geradezu an Unglaubliche. Aber wenn wir bedenken, daß viele der Jäger während fünf Monaten des Jahres sozusagen darin leben, so kann uns das nicht wunder nehmen. Am Tage trägt es sie über das Wasser hin, des Nachts schlafen sie darin oder darunter. Der vielen Stromschnellen und Wasserfälle wegen muß der Kahn häufig ein Stück zu Lande transportiert werden, um diese Hindernisse zu umgehen; daher muß es stets so leicht sein, daß ein Mann ihn bequem auf seinem Kopf forttragen kann. Wir sind Tausende von Meilen in diesem Fahrzeug gereist, während wir mit der frohen Botschaft vom Heil von einem Indianertrupp zum andern zogen, die auf einem unendlich großen Gebiet weit zerstreut wohnten. Wir sind meilenweit auf den Stromschnellen und reißenden Strömen dahingefahren bis in den großen Winipeg- oder einen der anderen großen Seen hinaus, so weit, daß die Küste kaum mehr sichtbar war. Oft schienen schaumgefrönte Wogen uns verschlingen zu wollen, oft schienen die tödtlichen Windstöße und Stürme uns zertrümmern zu müssen, aber meine treuen, wohlgeübten Kahnleute zeigten sich stets der Gefahr gewachsen. Durch die Schärfe ihres Blickes und die Richtigkeit ihres Urteils, durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen schienen sie stets im

richtigen Augenblick das Richtige zu thun. Schließlich kam ich soweit, mich im Rahne ganz zu Hause zu fühlen. Mit Gottes Beistand habe ich manche weite Reise darin ausführen können zu Leuten, die sonst in keiner Weise zu erreichen waren, außer etwa im Winter mit dem Hundeschlitten.

Gute Rahnbauer sind selten zu finden, und so ist die Nachfrage nach wirklich guten Rähnen immer sehr groß. So leicht und zerbrechlich dieses indianische Fahrzeug ist, erfordert die Anfertigung desselben doch viel Scharfsinn und Geschicklichkeit. Große Sorgfalt muß gleich zu Anfang beim Ablösen der Birkenrinde vom Baumstamm angewendet werden. Zuerst wird ein langer, senkrechter Schnitt in die Rinde des Baumes gemacht. Von diesem Schnitt aus beginnt der Indianer seine Arbeit. Mit Hilfe seines scharfen Messers löst er die ganze Rinde des Baumes, so hoch als der Schnitt reicht, in einem einzigen, großen Stück ab. Das abgelöste Rindenstück muß mit größter Vorsicht gehandhabt werden, da es leicht bricht und rissig wird.

Für das Holzwerk im Boot benutzt man am liebsten Cedernholz. Die Gegend, in der wir lebten, war indes zu nördlich gelegen, als daß die Ceder dort hätte fortkommen können; daher behalf man sich meist mit dem fein gespaltenen Holz der Sprossenfichte. Die verschiedenen Rindenstücke werden mit den Wurzelfasern des Lärchenbaumes oder der Balsamtanne aneinandergenäht und mit eben solchen Fasern an das feste Gerippe des Bootes befestigt. Um die Wurzeln geschmeidig zu machen, werden sie gerieben und im Wasser erweicht; schließlich erlangen sie die Geschmeidigkeit schmalen Lederstreifen. Ist das Zusammennähen der Rinde beendet, so wird dem Ganzen dadurch die richtige Form und Festigkeit gegeben, daß man die vielen dünnen Stücke Fichtenholz,

kam  
hlen.  
darin  
je zu  
unde:

o ist  
groß.  
g ist,  
n und  
beim  
erden.  
e des  
t der  
teffers  
s der  
Das  
ohabt

ebsten  
es zu  
mmen  
tenen  
stüde  
t der  
asern  
arzeln  
Basser  
maler  
ndigt,  
festig-  
holz,



Ablösen der Birkenrinde vom Baumstamm.





ein jedes an die ihm bestimmte Stelle, hineinschiebt und zum Schluß die Rähle und die schwächeren Stellen mit Teer verpicht. Letzteren gewinnen die Indianer aus den Wurzeln der Fichte und der Balsamtanne.

Große Sorgfalt wird darauf verwendet, den Kahn wasserdicht zu machen. Er wird zu diesem Behuf mehrmals zwischen zwei Bäumen aufgehängt und mit Wasser gefüllt. Jede kleinste Stelle, wo das Wasser durchsickert, wird angemerkt und, nachdem das Boot geleert ist, sorgfältig verkalfatert.

Die Rähne sind sehr verschiedenartig, sowohl was die Form als was die Größe betrifft, denn jeder Stamm hat seine besondere Form für die Boote. Es war mir stets von Interesse zu beobachten, wie diese Form sich jedesmal der besonderen Art der Gewässer anpaßte, auf denen sie benutzt wurden. Die größten und schönsten Kanoes wurden früher von den Indianern des Oberen-Sees angefertigt; denn auf diesem großen Binnenmeere bedarf man besonders starker und großer Boote. Diese sogenannten „Großen Nord-Rähne“ konnten mit Leichtigkeit 12—20 Ruderer aufnehmen, daneben noch eine Ladung von zwei bis drei Tonnen Gewicht.

In alten Zeiten, wo verschiedene Gesellschaften im Pelzwaren-Handel miteinander rivalisierten, spielten diese großen Rähne eine bedeutende Rolle. Ehe die Dampfschiffe oder auch nur größere Segelboote bis auf diese großen, nordischen Seen vorgebracht waren, wurden die großen Nord-Rähne ausschließlich gebraucht. Mit den kostbaren Pelzwaren aus den Urwäldern beladen, nahmen sie ihren Weg in den Ottawa, und weiter dem Lauf dieses großen Stromes folgend, gelangten sie sogar bis Montreal.

Sir George Simpson, der thatkräftige, jedoch eigenmächtige und grundsatzlose Gouverneur der Hudson-Bay-Gesellschaft pflegte in einem solchen Rahne die ganze Strecke von Montreal den Ottawa-Strom hinab über den Nipissing-See bis in die Georgs-Bay zurückzulegen; von dort weiter über den Oberen-See bis zur Donner-Bay. Von hier setzte er mit unverwüthlicher Thatkraft seine Reise in das Innere des Landes über den Wälder-See fort, den gewundenen Winipeg-Fluß hinab bis auf den See gleichen Namens. Jährlich pflegte er den Winipeg-See in seiner ganzen Länge zu befahren, ungeachtet der verrätherischen Stürme und Stoßwinde, die ihn gefährlich machen. Er unternahm diese Reisen, um die Geschäfte der mächtigsten Pelzhandels-Gesellschaft zu überwachen und den Vorsitz in ihrem Rat zu führen. Mit einem Falkenauge überwachte er das Ganze, und in jedem Zweige des Geschäfts konnte man den Einfluß seiner eigenartigen Persönlichkeit spüren. Seine berühmte Kahn-Bemannung von Irokesen lebt noch im Munde der Leute, und man erzählt sich heute noch viele wunderbare Geschichten von ihrer Geschicklichkeit und Ausdauer an den nächtlichen Lagerfeuern im hohen Norden.

Wie rasch ändert sich doch alles auf dieser unserer Erde! In unseren Tagen der großen Dampfer, die fast alle unsere großen Gewässer befahren, scheint es fast unglaublich, daß es noch Leute giebt, die sich dessen erinnern können, daß die jährliche Reise des Gouverneurs, von Montreal nach Winipeg in einem Rahne aus Birkenrinde ausgeführt wurde!

Wir traten unsere Reise nach der Missions-Station Oxford am 8. September an. Die Entfernung beträgt über 320 Kilometer durch das wildeste Land, das man sich denken kann. Wir haben nicht ein einziges Haus gesehen — mit Ausnahme derer, die die Biber sich bauen —

von dem Zeitpunkt an, wo wir unsere eigene Missions-Station verließen, bis zu dem Tage, wo wir unseren Bestimmungsort erreicht hatten. Wir ruderten durch eine erstaunliche Menge der verschiedensten malerischen Seen, Flüsse und Bäche. Wenn wir nicht durch Stürme daran verhindert wurden, konnten wir wohl 80 bis 90 Kilometer den Tag zurücklegen. Wenn die Nacht uns überfiel, schlugen wir unser Lager am Ufer auf. Manchmal war es sehr angenehm und romantisch. Andere Male, wenn ein Sturm wütete und wir bis auf die Knochen durchnäßt waren, so daß wir tagelang keinen trockenen Faden am Leibe hatten, war es weniger angenehm.

Wir fingen gewöhnlich unsere Tagesfahrt sehr früh an, wenn das Wetter es irgend zuließ, und ruderten so rasch als möglich vorwärts, da man nie wissen konnte, ob sich nicht plötzlich ein widriger Wind erheben und unsere Fahrt unterbrechen würde. Der Weg nach Dyford-Haus bietet viel Abwechslung. Da gab es große und kleine Seen, über die wir rudern mußten. Auf manchen, wo wir günstigen Wind hatten, improvisierten die Indianer ein Segel aus einer unserer Decken, die sie an eine aufgestellte Ruderstange banden. Der günstige Wind blies hinein, und so kamen wir rasch vorwärts. Bisweilen waren wir auf schönen, breiten Strömen und dann wieder ruderten wir zwischen Schilf und Röhricht auf kleinen, engen Bächen. Neunmal mußten wir unser Boot über Land tragen, um malerische Wasserfälle oder Stromschnellen zu umgehen. Bei solchen Gelegenheiten trug einer der Indianer den Rahn auf dem Kopf. Der andere machte einen großen Packen aus unseren Vorräten und Schlafeinrichtungen und lud sich das alles auf den Rücken. Meine Last bestand aus zwei Gewehren mit dem Pulvervorrat, zwei Kesseln, einem Sack, der meine Wäsche zum Wechseln enthielt, und

einem Paddel Bücher, die ich den Indianern brachte, zu denen wir reisten. Wie die Indianer es möglich machten, bei solchen Übergängen so schnell zu laufen, war mir unbegreiflich. Oft war der Pfad nur eine schmale vorspringende Kante an einem schroff abfallenden Granitselsen. Andere Male führte er über tüdtschen Sumpf und Morast. Diesen Leuten schien das aber keinen Unterschied zu machen. Vorwärts ging es trotz der schweren Last in der schaukelnden, indianischen Gangart, so daß ich ihnen bald nicht mehr folgen konnte. Auf manchen meiner Kanoe-Reisen waren diese Übergänge mehrere Kilometer weit und führten durch so wilde Strecken, daß da nichts war, woran ich mir die einzuschlagende Richtung hätte merken können. Wenn wir einen solchen Übergang zu machen hatten, pflegte ich den Indianern so lange zu folgen, als ich ganz sicher war, die Richtung einzuhalten. Verlor ich ihre Spur, so hielt ich sofort inne und wartete geduldig ab, bis einer meiner treuen Gefährten, nachdem er seine Last bis zu dem bestimmten Punkt gebracht hatte, umkehrte, um mich abzuholen. Rasch ergriff er meine Last und eilte damit voran; und sogar dann noch, meiner Bürde entledigt, hatte ich alle Mühe, Schritt mit ihm zu halten.

Der Oxford-See ist einer der schönsten und malerischsten Seen, die ich je gesehen habe. Er ist etwa 40 bis 50 Kilometer lang und mehrere Kilometer breit. Er ist reich an Inseln von verschiedenartigstem Aussehen. Das Wasser ist von einer Durchsichtigkeit, daß man es mit der klaren, frischen Luft verwechseln könnte. Wenn seine Oberfläche durch nichts bewegt wird, kann man sadentief hinabschauen bis auf den Grund und in der Tiefe die großen Fische ruhig umherschwimmen sehen.

Ich besuchte einst den Oxford-See in Gesellschaft eines unserer Missions-Sekretäre, des wegen seiner Beredsamkeit

berühmten Dr. Lachlin Taylor. Der Zweck unserer Reise war die Indianer aufzusuchen, welche an den Ufern dieses Sees jagen und in seinen Gewässern fischen. Die Reise dorthin war nicht gerade angenehm gewesen; der Regen hatte uns durchweicht, und die Moskitos hatten uns geplagt. Meinen Reisegefährten quälten sie mit solcher Hartnäckigkeit, daß er laut sein Los beklagte, sich in einem Lande zu befinden, das mit so abscheulichen Tieren gesegnet sei. Eines Nachts hörte ich ihn zwischen seinen verzweifelten Versuchen, sich ihrer zu erwehren, ausdrucksvoll die Worte anführen:

„Sie erfüllen die Luft, sie verdunkeln den Himmel,  
Sie sind ein Fluch dieses westlichen Lands!“

Indes als wir den Oxford-See erreicht hatten, liegen diese Quälgeister uns für eine Weile in Frieden.

Die Sonne kam herrlich hervor, und wir hatten einige Tage des köstlichsten Wetters. Der Doktor fand seine gute Laune wieder und lachte, wenn ich ihn mit einigen seiner kräftigsten Ausdrücke über dieses Land neckte. Ich sagte ihm, ich hoffe, das Ergebnis seiner Erfahrungen würde sein, daß er fortan — wie jeder Missions-Sekretär es sollte — die lebhafteste Teilnahme für uns Missionare empfinden würde, die in solch einem Lande Jahre hindurch leben müßten.

Wir machten die Reise in zwei Rähnen und hatten vier Indianer aus Norway-Haus zur Bemannung mit. Da der Doktor ein begeisterter Angler war, beschloß er, den Vormittag da zu bleiben wo wir übernachtet hatten, damit er sein Glück versuchen könne. Seine erste Beute war ein prächtiger Hecht von über zwei Fuß Länge. Seine Begeisterung wuchs bei fortwährendem Erfolg. Beredsamkeit entströmte seinen Lippen, wir wurden

förmlich davon überflutet. Die Indianer blickten ihn staunend an, während der Strom seiner Rede über die Schönheit dieses Sees und seiner Inseln, des Wassers und des Himmels dahinflutete.

„Warten Sie einen Augenblick, Herr Doktor,“ sagte ich, „ich kann zu der wilden Schönheit dieses Ortes noch etwas hinzufügen, was Ihrem künstlerischen Auge wohlgefallen wird.“ Ich bat zwei wohlgebaute, schöne Indianer, mit einem der Rähne leise hinauszurudern bis an die Spitze einer Insel, die in schroffen Felsen aus den tiefen, durchsichtigen Fluten vor uns emporstieg, und deren Gipfel von einer malerischen Gruppe herrlicher Fichten und Balsamtonnen gekrönt war. Ich wies die Männer an, auf der einen Seite des Bootes eine Angelleine hinabzulassen, und als sie sich in malerischen, schönen Stellungen befanden, die mit der ganzen Schönheit ringsum in vollständigem Einklang waren, hieß ich sie, regungslos still zu bleiben, bis jede leiseste Bewegung des Wassers, die durch den Rahn verursacht war, aufgehört hatte.

„Oft und weit bin ich gereist auf den Riesenseen Amerikas und habe den Tajo gesehen in all seiner kristallinen Schönheit. Ich bin über den Bosporus gerudert und in einer Feluke auf dem Nil gefahren. Auf den Kanälen Venedigs bin ich in der Gondel dahingeglitten und im Rachen über das Galiläische Meer und auf dem Jordan gefahren. Auf meinen Wanderungen durch viele Länder habe ich viel Orte von seltener Schönheit gesehen, — aber ein Bild wie dieses haben meine Augen noch nie geschaut!“ Nie wieder hab ich diesen See in solcher Schönheit gesehen wie an jenem Tage.

Wir haben auf diesem selben See gegen wütende Stürme zu kämpfen gehabt, wo die Wogen uns zu verschlingen

drohten. Einmal, als wir, so gut es ging, von Insel zu Insel eilten, uns so viel als möglich im Schutz der Küste haltend, rannten wir auf einen spitzen Felsen, der ein großes Loch in unsern Kahn stieß. Wir mußten unsere Ruder in verzweifelter Hast gebrauchen, um nur das Ufer zu erreichen. Als wir dort angelangten, war unser Kahn bereits zur Hälfte mit Wasser gefüllt und unser Mundvorrat und die Decken waren ganz eingeweicht. Eilig machten wir ein Feuer an, schmolzen etwas Pech und verschmierten damit das Leck im Boot. Dann ging es wieder vorwärts.

Und im Winter hielt König Frost auf der gefrorenen Fläche dieses Sees seinen wilden Reigen. Schrecklich waren die Leiden, die die Menschen und Hunde auf solchen Reisen zu erdulden hatten. Einen Winter war jedes Fleckchen meines Gesichts, welches dem erbarmungslosen Winde ausgesetzt gewesen, erfroren, trotz aller Umhüllungen und Schutzmittel, mit denen ich mich gegen die Kälte versehen, und die ich angethan hatte, soweit es mir möglich war, damit zu gehen, denn an ein Fahren war bei dieser Kälte nicht zu denken. Meine Nase, Wangen, Stirn, ja, sogar meine Lippen waren erfroren, und noch tagelang nachher hatte ich zu leiden. Cuffy, dem besten meiner Neufundländer Hunde, waren all seine vier Füße erfroren, und auch Jacks Füße waren noch tagelang nachher wund. Meine treuen Indianer litten ebenfalls, und wir alle erklärten den Orford-See für einen der kältesten Orte und seine Stürme für weit schlimmer als die Moskitos im Sommer.

Die Indianer des Orford-Sees gehören zu den schönsten im ganzen, großen Nordwest-Distrikt. Es war mir jedesmal eine große Freude, sie zu besuchen, was regelmäßig einmal im Sommer zu Boot und einmal im Winter mit dem



Hundeschlitten geschah. Der Herr segnete meine Besuche bei ihnen. Die alten Glieder der Gemeinde wurden durch die Predigt und die Feier des hl. Abendmahls ermuntert und erquickt. Einige Heiden wurden bewogen, ihr altes Leben zu verlassen, und die Sache des Christentums faßte mehr und mehr Fuß bei ihnen. Missionar Brooking, und nach ihm der gelehrte und hingebende Missionar Corin German haben in gesegneter Arbeit auf dieser einsamen Missions-Station gedient. Jetzt eben steht der Indianer-Pastor Eduard Papanakis auf diesem Posten.

Vor vielen Jahren fand ich diesen Eduard als einen leichtsinnigen, der Sünde ergebenen jungen Mann. Einmal stürzte er vollständig betrunken, ins Missionshaus, und drohte mich zu schlagen. Doch die seligmachende Wahrheit fand den Weg zu seinem Herzen, und ich erlebte die Freude, ihn als einen am Kreuze demütig um Gnade Flehenden zu sehen. Seines Herzens Flehen ward erfüllt. Der Herr hat ihn gesegnet und von Kraft zu Kraft geführt, und jetzt verkündigt er seinen Landsleuten auf der Oxford-Station die seligmachende Wahrheit.

Als Antwort auf die vielen „macedonischen Rufe,“ die an mich gerichtet wurden, nahmen meine Rundreisen einen immer größeren Umfang an, so daß ich viel auf Reisen war. Meine Kähne wurden oft schon im Frühling ins Wasser gelassen, noch ehe die großen, schwimmenden Eisfelder verschwunden waren. In den gewundenen Kanälen offenen Wassers zwischen diesen Eisflächen suchten wir rudern unseren Weg und gerieten dabei häufig in große Gefahr. Auf einer dieser frühzeitigen Reisen kamen wir an eine Stelle, wo die schwimmenden Eisfelder sich meilenweit vor uns ausdehnten. Nur ein ganz schmaler Kanal offenen Wassers lag vor uns. Im lebhaften Wunsche vorwärts zu kommen, schlugen wir diesen Weg ein und

ruderten eifrig darauf los. Ich hatte zwei erfahrene Indianer als Bootsleute und war daher unbesorgt, doch erwartete ich irgend ein neues Abenteuer zu erleben. Diese Freude ward mir denn auch gründlich zu teil.

Wir hofften, der Wind würde den Kanal breiter machen und wir würden in offenes Wasser hinauskommen. Nachdem wir jedoch ein paar Kilometer so zurückgelegt hatten, merkten wir zu unserer größten Enttäuschung, daß das Eis in dieser schmalen Öffnung langsam, aber sicher uns zu umschließen begann. Da es vier bis sechs Fuß dick und die Schollen von sehr großem Umfang waren, besaß es Kraft genug, um ein ziemlich großes Fahrzeug zu zermalmen; unser zerbrechlicher Birkenkahn schien daher nur geringe Aussicht zu haben erhalten zu bleiben.

Ich sah voraus, daß wir beim ersten Zusammenstoß auf die Eisfläche springen müßten. Aber wenn nun dies geschehen war, was weiter? Was sollten wir ohne unsern Kahn und weit vom Festlande auf dem schwimmenden Eisfelde machen?

Indessen da meine Indianer in vollkommenstem Gleichmut verharreten, sagte ich nichts, sondern ruderte darauf los und wartete auf die weitere Entwicklung der Dinge. Näher und näher kam das Eis, bald war unser Kanal nicht mehr fünfzig Fuß breit. Hinter uns waren die Eisflächen schon zusammengetroffen, wir hörten das Knirschen und Brechen, wo die ungeheuren Massen aufeinanderstießen. Jetzt waren es noch etwa zwanzig Fuß von einem Eisfeld zum andern. Immer noch ruderten die Leute vorwärts und ich im Takt mit ihnen. Als das Eis uns von beiden Seiten so nahe war, daß wir es bequem mit der Hand berühren konnten, sagte einer der Indianer ruhig zu mir: „Missionar, wollt Ihr mir eines Eurer Ruder geben?“ Ich reichte es ihm eiligst hin, und sofort

steckte er es mit dem feinigem zusammen ins Wasser unter den Rahm und zwar so, daß das flache Ende der Ruder auf der anderen Seite des Bootes ein wenig über das Wasser herausragte. Der andere Indianer that mit seinem Ruder dasselbe, nur in entgegengesetzter Richtung. Fast unmittelbar darauf drang das Eis von beiden Seiten auf uns ein. Aber da die Enden der Ruder höher standen als das Eis, ruhten sie natürlich einen Augenblick auf der andringenden Masse. Dies hatten meine kaltblütigen, klugen Leute bezweckt. Sie hatten einen Stützpunkt für ihre Ruderstangen gewonnen, und nun hoben sie, während die Eisfelder immer näher aneinander rückten, das Ende des Ruders, welches sie in der Hand hielten, und damit zugleich das Boot vorsichtig in die Höhe, und als die Eisfelder mit einem Krach aneinanderstießen, befanden wir uns mitsamt unserem Rahne auf dem Eise, und das zerbrechliche Fahrzeug hatte nicht einmal Schaden gelitten. Als wir nun rasch aus dem Boote sprangen und es weiter über das Eisfeld trugen, prallten die Eismassen an der Stelle, die wir soeben verlassen hatten, mit solcher Gewalt aneinander, daß das Eis in kleine Stücke zersplitterte; da konnte ich doch nicht umhin, den beiden Männern meine Bewunderung auszusprechen. Nach einiger aufregender Arbeit erreichten wir das Festland und warteten dort geduldig ab, bis Wind und Sonne das Eis zerstreut hatten und wir es wagen konnten, die Reise fortzusetzen.

Als wir von dieser Besuchsreise, die durch Gottes Gnade sehr erfolgreich gewesen war, wieder heimkehrten, merkten wir unterwegs die Übelstände, die das Reisen in solch gebrechlichem Fahrzeug, wie ein Birken-Rahn es ist, auf solch stürmischem See wie der Winipeg mit sich bringt. Das Wetter war sehr unsicher, so waren

wir vorsichtig von einer Landspitze zur andern gerudert. Wir nahmen unser Mittagsmahl auf einer Landspitze ein, die von den Indianern die Montreal-Spize genannt wird, und traten von dort aus die Überfahrt nach der „alten Norway-Spize“ an. Die Überfahrt an dieser Stelle ist sehr weit und ungeschützt, und da dunkle Wolken drohend über uns hingen, ruderten wir, so schnell wir irgend konnten. Als wir noch einige Kilometer vom Lande entfernt waren, brach das Unwetter über uns herein. Der Sturm wurde immer heftiger, und bald flogen wir auf hohen, schaumgekrönten Wellen dahin. Meine Bootsleute waren sehr gewandt, und wir waren ohne Furcht; doch erforderte es die größte Geschicklichkeit, um auf den Riesenwellen, die in kurzer Zeit so groß waren wie die im Ocean, ohne Unfall hinauf- und hinabzufahren. Ein Kahn ist ein eigenartiges Fahrzeug und braucht zum lenken in solch großen Stürmen eine sehr geübte Hand.

Wir kamen rasch vorwärts, erklimmen in rascher Folge eine Riesenwelle nach der anderen, stets auf unserer Hut, daß nicht eine unvorhergesehene Bewegung der schäumenden Flut uns unvorbereitet treffe und den Kahn kentern mache. Da kam eine Welle von ganz ungewöhnlicher Größe heran, es glückte uns auch diesmal bis auf den schäumenden Kamm zu gelangen. Als es aber darauf ankam, auf der anderen Seite hinab zu fahren, schoß unser kleines Fahrzeug mit solcher Gewalt den Wellenberg hinab, wie ein Schlitten einen Eisberg hinunterfährt. Als wir die Sohle dieses Wellenberges erreichten, prallte unser Kahn mit so furchtbarer Wucht auf die Wasserfläche, daß die Birkenrinde von einer Seite zur anderen durchbrach. Natürlich strömte das Wasser mit ungemüthlicher Geschwindigkeit ins Boot. Je mehr wir ruderten, um so schneller strömte es ein, da die Bewegung

des Ruders das Boot zusammenpreßte und den Spalt öffnete. Schnell rollte ich eine Decke zusammen, schob sie sorgfältig in den Spalt und kniete darauf nieder, um sie festzuhalten. Der Mann an der Spitze des Bootes warf sein Ruder nieder, ergriff einen Kessel und schöpfte damit, so rasch er konnte, das Wasser aus, während der andere im Stern und ich in der Mitte für unser liebes Leben ruderten. Wir wandten uns nach den „Spinnen-Inseln“, welche über zwei Kilometer weit entfernt waren, und konnten nach harter Arbeit eine derselben erreichen, obgleich unser Kahn bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt war. Als wir so um unser Leben kämpften, und unser kleines Boot auf dem wilden See hin und her geworfen wurde, da lernten wir wie nie zuvor die Worte Davids verstehen, wenn er im 107. Ps. von denen spricht, die „mit Schiffen auf dem Meere fahren“ . . . „und sie gen Himmel fahren und in den Abgrund fahren, daß ihre Seele vor Angst verzagte, daß sie taumelten und wankten wie ein Trunkener, und wußten keinen Rat mehr — und sie zum Herren schrien in ihrer Not.“

Wir ruderten an einem Granitfelsen, der sich ganz allmählich ins Wasser hinabsenkte, soweit hinauf, als es uns möglich war. Dann sprangen wir aus dem Boot und zogen es vollends aus dem Bereich der Wellen. Rasch nahmen wir unsere durchweichten Decken und Vorräte aus dem Kahne und stülpten diesen um, damit das Wasser auslief. Als wir jetzt den großen Riß auf dem Boden des Kahnes in Augenschein nahmen, wurde uns die Gefahr, in der wir geschwebt, sowie die wunderbare Rettung, die wir erfahren hatten, erst völlig klar. Da konnten wir denn auch mit frohem Munde dem Herrn danken um seiner Güte und um seiner Wunder willen, die er an den Menschenkindern thut. Wir machten

schnell ein Feuer an und schmolzen einiges Pech, wovon man stets einen Vorrat für solche Fälle mit im Boote führt. Der lange Riß wurde mit einem Stück Zeug bedeckt, welches in siedendes Pech getaucht war, der Rest des Peches wurde noch darüber gegossen und sorgfältig über die schwache Stelle ausgebreitet. Bald war es abgekühlt und hart geworden, und das Werk war vollendet. Wir nahmen etwas Nahrung zu uns, dann ließen wir unser Fahrzeug ins Wasser und setzten unsere Reise fort. Kein ernstlicher Unfall traf uns mehr auf dieser Fahrt. Wir beendigten diese lange Kahnreise wie so manche andere dieser Art mit dem lebhaften Gefühl des Dankes dafür, daß wir die Möglichkeit hatten, die entlegenen Orte mit der frohen Botschaft des Heils zu erreichen; wie innig dankten wir aber auch Gott, daß wir nach solch gefährlicher Reise wieder glücklich zu Hause angekommen waren.

Auf einer Reise nach dem entfernten Bezirke des Nelson-Stromes, wo ich einige heidnische Indianerfamilien aufsuchen wollte, sah ich einige merkwürdige Beweise von der Sehnsucht nach Gott, die auch in den Heidenherzen lebt. Am zehnten oder zwölften Tage unserer Reise schlugen wir unser Nachtlager am Ufer eines seeartigen Flusses auf. Während meine Leute mit Holz sammeln und dem Bereiten der Abendmahlzeit beschäftigt waren, wanderte ich einem bewaldeten Hügel zu, den man in einiger Entfernung erblickte, und erstieg ihn. Auf der Höhe angelangt, fühlte ich mich eigentümlich ergriffen durch den Anblick, der sich mir hier darbot.

Ursprünglich war diese Stelle dicht bewaldet gewesen, man hatte aber ungefähr jeden dritten Baum abgehauen, doch so, daß ein Stumpf von vier bis zehn Fuß Höhe stehen geblieben war. Diese Baumstümpfe waren durch rohe, kunstlose Schnitzarbeit in Nachbildungen menschlicher

Gestalten umgewandelt. Hier und da erblickte ich die sog. „Hunde-Öfen“, einfache Löcher, die in den Boden gegraben und mit Steinen eingefast sind. In diesen Löchern werden zu bestimmten Zeiten des Jahres als religiöse Feier die Lieblingshunde gebraten (wobei die weißen bevorzugt werden), um dann von der Menge unter wildem Gebaren und widerlichen Ceremonien verzehrt zu werden. An verschiedenen Stellen sah ich die Zelte der Beschwörer und Medizinmänner. Diese Leute besitzen eine gewisse Kenntniss der Krankheiten und der Heilmittel, verknüpfen sie jedoch mit unglaublich viel Betrug und Aberglauben und üben eine wahrhaft despotische Macht über die Menge des Volkes aus. Die meisten dieser Beschwörer sind alte Faulenzer, sie verstehen es aber meisterlich, in allen Fällen den Löwenanteil zu erlangen, denn sie erhalten die übrigen Indianer in solcher Furcht vor ihren Zauberkünsten, daß ihnen beständig Gaben von Fisch und Wildbret zuströmen, um ihre Gunst zu erlangen. Diese Kunst besitzt die geheime Kunst, aus gewissen Pflanzen ein so schnell wirkendes Gift zu bereiten, daß ein Tropfen davon, unter die Nahrung eines Menschen gemischt, hinreicht, um ihm so schnell den Tod zu bringen, als es eine Dosis Strychnin thun würde.

Sie bereiten auch andere Gifte, die nicht so rasch wirken wie dieses, dagegen die entsetzlichsten Leiden zur Folge haben und die unglücklichen Opfer dermaßen entstellen, daß ihr Anblick schaudererregend und ihre Qualen unbeschreiblich sind, bis der Tod sie endlich erlöst.

Hier auf dem Gipfel des Berges sah ich all die traurigen Beweise dieses geknechteten, elenden Zustandes des Indianer-Volkes. Ich wanderte umher und betrachtete manche der Götzenbilder genauer. Einige von ihnen hatten auf den flachen Köpfen Opfergaben von Tabak, Nahrungsmitteln, rotem Baumwollstoff und anderen Dingen. Wein

Herz ward betrübt durch diese Beweise eines so erniedrigenden Gögendienstes, und ich empfand tief, wie sehr ich der Weisheit und Hilfe von oben bedurfte, um den Leuten, die diese Götzen anbeten, Jesum Christum den Gekreuzigten in solch einer Weise zu predigen, daß sie sich bewogen fühlen möchten, ihn als ihren alleinigen Erlöser anzunehmen.

Während ich dort weilte, nachsann und betete, überfiel mich die Nacht, und ich war plötzlich von dichter Finsternis umhüllt. Dann aber erhob sich der volle Mond im Osten, und als sein Silberlicht diese ungeheuerlichen Gestalten erhellte, bot der ganze Platz einen wilden, unheimlichen Anblick dar. Meine getreuen Indianer waren durch meine lange Abwesenheit beunruhigt, — denn die Gegend wimmelte von wilden Tieren — und hatten sich aufgemacht mich zu suchen, als ich zum Nachtlager zurückkehrte. Wir nahmen unsere Abendmahlzeit ein, sangen ein geistliches Lied und hielten unser Abendgebet. Dann wickelten wir uns in die Decken und streckten uns auf dem Granitfelsen zur Nachtruhe aus. Obwohl unser Lager hart war und wir kein Dach über unseren Häuptern hatten, schliefen wir doch süß, denn es war ein Tag voll harter Anstrengung und sonderbarer Abenteuer gewesen.

Nachdem wir am folgenden Tage noch etwa 60 Kilometer gerudert hatten, erreichten wir die Indianer-Horden dieses Landstriches und verweilten mehrere Wochen unter ihnen. Mit Ausnahme der alten Beschwörer empfingen mich alle aufs herzlichste. Diese Beschwörer nährten gegen mich die gleichen Gefühle, wie die Verfertiger der silbernen Tempelbilder in Ephesus sie gegen die ersten Verkündiger des christlichen Glaubens hegten. Sie zitterten für die Einbuße ihres Erwerbs. Sie wußten sehr gut, daß, wenn ich die Leute dazu bewegen könnte, den Christenglauben anzunehmen, es mit ihrem eigenen bequemen Leben ein



Ende haben würde und sie genötigt wären für ihren Unterhalt zu arbeiten wie andere Leute — oder aber zu hungern. Ich besuchte sie in ihren Wohnungen wie die übrigen Leute im Lager, aber sie hegten einen Groll gegen mich im Herzen. Ich wußte freilich nichts von all ihren Bemühungen, uns zu schaden und zu vernichten, doch verstand ich, daß sie heftige Drohungen austießen. Aber der da gesagt hat: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage,“ der wachte gnädig über mir und schützte mich vor ihren bösen Anschlägen. Meine zwei Indianer wachten ebenfalls und beteten mit unermüdlicher Treue. Meine Erinnerungen an diese treuen Gefährten meiner langen Reisen sind von der angenehmsten Art. Ihre Anhänglichkeit und Ergebenheit war unvergleichlich. Alles, was sie irgend für meine Sicherheit und mein Wohlbefinden thun konnten, thaten sie mit Freuden.

Wir hielten täglich drei Gottesdienste, und zwischen denselben unterrichteten wir die Leute im Lesen der Silbenschrift. Eines Tages, als ich mich mit einem alten, stattlichen Indianer unterhielt, fragte ich ihn: „Was ist eure Religion? Wenn ihr eine deutliche Vorstellung von einer Religion habt, so sagt mir, woran ihr glaubt?“

Seine Antwort war: „Wir glauben an einen guten und an einen bösen Geist.“

„Warum,“ sagte ich, „verehrt ihr dann nicht den guten Geist mit euren Opfern? Ich kam neulich durch einen eurer heiligen Haine und sah, daß ihr dort einige Bäume abgehauen habt. Einen Teil davon habt ihr benutzt, um euer Wildbret und Bärenfleisch damit zu kochen; aus dem Rest habt ihr euch einen Götzen geschnitten, den ihr anbetet. Warum ist ein Teil des Holzes heiliger als der andere? Warum macht ihr euch Götzenbilder und betet sie an?“

Nie werde ich seine Antwort und die eindrucksvolle, fast leidenschaftliche Art, in der der alte Mann sprach, vergessen. „Missionar,“ sagte er, „des Indianers Geist ist dunkel; er kann das Unsichtbare nicht erfassen. Er hört des großen Geistes Stimme im Sturm und Donner. Er sieht die Verweise seines Daseins überall um sich her, aber weder er noch seine Väter haben je den großen Geist gesehen noch jemanden, der ihn gesehen hätte; so weiß er nicht, wie er gestaltet ist. Aber der Mensch ist das höchste Geschöpf, das er kennt, so macht er seine Götterbilder den Menschen gleich und nennt sie „Manito“. Wir verehren sie nur, weil wir nicht wissen, wie der große Geist gestaltet ist, aber diese können wir verstehen.“

Da trat mir plötzlich des Apostel Philippus Bitte an den Herrn vor die Seele; „Herr, zeige uns den Vater, so genüget uns,“ und Jesu wundervolle Antwort: „So lange bin ich bei euch, und du kennst mich nicht Philippus? Wer mich siehet, der siehet den Vater. Wie sagst du denn, zeige uns den Vater?“

Ich schlug meine indianische Bibel bei jenem wunderbaren 14. Kapitel im Joh. = Evangelium auf und verkündigte ihnen Jesum, den Gottes- und Menschen-Sohn. Während ich besonders auf sein Erlösungswert als Gottes Sohn hinwies, redete ich zu ihnen von seiner Liebe und Bereitschaft, uns in allem zu helfen und uns aus Not und Zweifel ebenso zu retten wie von Sünde und Tod. Ich redete von ihm als unserem erstgeborenen Bruder, der dem Menschengeschlecht so nahe verwandt ist und uns in seiner verkörperten Menschlichkeit zur Rechten Gottes vertritt. Bei diesen beseligenden Heilswahrheiten verweilte ich und zeigte ihnen, wie Jesu Liebe ihn so nahe zu uns gebracht, daß wir ihn mit des Glaubens Augen sehen können und in

ihm das Herz Gottes mit allem, wonach unser eigenes Herz sich sehnt und verlangt. Welchen wir nicht gesehen und doch lieb haben und nun an ihn glauben, wiewohl wir ihn nicht gesehen, und uns freuen werden mit unaussprechlicher und herrlicher Freude.“ Mehrere Tage lang brauchte ich über keinen anderen Text zu predigen. Sie lauschten voll Aufmerksamkeit, und der heilige Geist ließ ihnen die vernommenen Wahrheiten so zu Herzen gehen und ins Gewissen bringen, daß sie dieselben voll Freude aufnahmen. Nachdem ich sie später noch ein paarmal besucht hatte, haben sie die Heilswahrheiten des Christenglaubens endgültig angenommen. Sie haben ihre Götzenbilder niedergehauen, die Hunde-Öfen ausgefüllt, den Wald gelichtet und jede Spur ihres alten, heidnischen Lebens verbannt. Und dort bei dem sog. Zusammenfluß der drei Ströme, auf demselben Fleck, wo früher die Götzenbilder unter entsetzlichen Gelagen angebetet und verehrt wurden, wo Tag und Nacht wüstes Geschrei und der Trommellärm der alten Beschwörer und Medizinmänner ertönte, steht jetzt eine kleine Kirche, in welcher diese selben Indianer, umgewandelt durch die Kraft der frohen Botschaft vom Sohne Gottes, vernünftig und bekleidet zu Jesu Füßen sitzen. Mein Besuch am Nelson-Strom hatte mir einen so starken Eindruck davon gegeben, wie notwendig es sei, daß ein eifriger Missionar sich ganz dort unter den Leuten niederlasse, daß ich ernstlich dafür eintrat. Missionar John Semmens, dessen Herz voll Eifer für die Mission war, und der heraufgekommen war, um mir in Norway-Haus zu helfen, nahm meinen Ruf zu Herzen und beschloß dort die Arbeit zu beginnen. Er war in hervorragender Weise für diese schwierige und verantwortungsvolle Arbeit geeignet. Doch kann ich nicht beschreiben, wie viel er zu leiden hatte, — das Gedächtnis davon ist droben angeschrieben, unser Herr

und Meister weiß um alles und wird es ihm vergelten. Die Erfolge seiner Arbeit sind groß und gesegnet gewesen.

Auf der Stelle, wo ich die Baumstümpfe zu Götzenbildern geschnitten fand, ist hauptsächlich durch Bruder Semmens Einfluß und persönliche Anstrengungen das Kirchlein errichtet worden. Im letzten Briefe, den ich aus jener Gegend erhalten habe, schreibt man mir: „Die Indianer hier bekennen sich jetzt alle zum christlichen Glauben. Viele von ihnen beweisen auch durch ihr Leben, daß Jesus in der That ihr Erlöser und Seligmacher geworden ist. Die Trommeln der Beschwörer sind alle verstummt, alle Zeichen des alten, heidnischen Wesens sind verschwunden, wie wir hoffen, für immer.“

„Die Wüste und die Einöde wird lustig sein, und das Gefilde wird fröhlich stehen und wird blühen wie die Lilie.“

Diese Verheißung hat sich auch hier herrlich erfüllt, und dem gegenüber schrumpfen alle Mühsale und Leiden, die ich als erster Anfänger dieser Mission zu ertragen hatte, in nichts zusammen. Mit frohem Herzen preise ich es, daß mir „als dem allergeringsten unter den Heiligen ist gegeben diese Gnade, unter den Heiden zu verkündigen den unerforschlichen Reichtum Christi.“

---

## 6. Kapitel.

**J**ene wilden Landstriche im nordwestlichen Kanada enthalten so vollständig aller gebahnten Wege und Fahrstraßen, daß es in den Sprachen der dort lebenden Indianerstämme nicht einmal ein Wort giebt, welches irgend ein Räderfuhrwerk bezeichnet. Um in die Kri-Sprache Worte wie „Wagen“ oder „Karren“ zu übersetzen, mußte man sich eines Ausdrucks bedienen, der dasselbe bedeutet wie „Hundeschlitten.“

Die Seen und Flüsse sind so zahlreich, daß der Indianer im Sommer keiner gebahnten Wege bedarf. Mit seinem leichten Rachen aus Birkenrinde kann er fast überallhin gelangen. Versperrt irgend ein Hindernis ihm den Weg, so hat er nur seinen kleinen Rahn auf den Kopf zu heben, und ein kurzer Lauf bringt ihn von einem Fluß zum andern oder um die Stromschnelle den Wasserfall herum, der seine Fahrt unterbrach, oder auch über eine Höhe nach einem andern See, wo er rasch seinen Rachen wieder ins Wasser schiebt und seinen Weg fortsetzt.

Des Sommers werden alle Reisen zu Wasser gemacht, doch ist der Sommer so kurz, daß man nur während fünf Monaten auf offenes Wasser rechnen kann. Während der übrigen sieben Monate ist der Hundeschlitten das einzige Fuhrwerk. So rauh und wild ist dies Land, daß wir uns auch kein anderes Fuhrwerk denken können, welches dort an die Stelle des Hundeschlittens treten könnte, ebensowenig als

ein anderes Tier, das die Arbeit des Hundes unter diesen nördlichen Breitengraden zu leisten imstande wäre.

Zu Anfang erschien es uns sehr eigentümlich und fast wie ein Kinderpiel, daß wir so von Hunden fortgezogen werden sollten; aber wir kamen bald dahinter, daß wir schon in schlimmerem Fuhrwerk und weniger rasch gereist waren als in einem guten Hundeschlitten, wenn er, mit einem Zug guter Rassehunde bespannt, über die Fläche dahinsauft. Am meisten wird dort die Rasse der Eskimohunde gebraucht, doch sind sie mancherorts so vermischt mit andern Rassen, daß sie kaum noch zu erkennen sind. Sie sind von sehr verschiedener Farbe, haben ein kurzes, dichtes, warmes Fell; die Ohren sind scharf zugespitzt, der Schwanz sehr buschig. Diese Hunde sind die schlimmsten Diebe, die man sich denken kann. Es ist mir nie gelungen einen Eskimohund von diesem Fehler zu kurieren, er scheint ihrer Natur eingepflanzt zu sein. Ich habe sie als Junge gekauft, habe sie gut gefüttert, habe treulich versucht, sie ehrlich zu erziehen, — alles umsonst! Es ist mir nie gelungen sie auf dem guten Wege zu erhalten: stehlen wollten sie, und stehlen thaten sie, sobald sich ihnen eine Gelegenheit dazu bot.

Dieser Fehler mag wohl eine Folge davon sein, daß die Indianer ihre Hunde so arg vernachlässigen. Zwar haben sie ihre Tiere in gewisser Weise lieb und trennen sich ungern von ihnen, außer für einen sehr hohen Preis; aber abgesehen von der Zeit, in welcher die Hunde ihre Arbeit thun, werden sie sehr selten gefüttert. Es wird ihnen selbst überlassen sich ihren Lebensunterhalt zusammenzustehlen, und manche unter ihnen erlangen eine große Geschicklichkeit darin, was ich zu meinem Schmerz mehr als einmal erfahren habe. War der Fischfang ergiebig und die Jagd glücklich, so sehen die Hunde wie ihre Eigen-

tümer wohlgenährt aus. Ist dagegen die Nahrung spärlich, so wird der Anteil der Hunde zuerst eingezogen. Die Folge davon ist, daß die Tiere, die nur die Wahl haben, entweder zu verhungern, oder zu stehlen und zu jagen, in den beiden letzteren Stücken sehr geschickt werden. Alles Eßbare, und vieles, was uns nicht als eßbar erscheint, wird von ihnen verschlungen. Sie können geradezu vor Wonne heulen, wenn sie Zugang finden zu Dingen wie alte lederne Mokassins, Hundegeschirr, Peitschen, Pelzmützen, Handschuhen und ähnlichem. Sie verzehren gierig, was sie nur irgend können, und verstecken den Rest auf die schlaueste Weise. Viele von ihnen ziehen im Sommer auf große Fischfang-Exkursionen aus. Auf einer meiner Kahnreisen einen großen Fluß entlang, traf ich ein ganzes Rudel solcher fischenden Hunde, die sich über hundert Meilen von ihrem Heimatsort entfernt hatten. Im ersten Augenblick, als wir sie in einer ziemlichen Entfernung erblickten, hielten wir sie für Wölfe und machten uns bereit sie anzugreifen. Das scharfe Auge meiner indianischen Bootsleute erkannte sie jedoch bald, und unsere Büchsen beiseite legend, beobachteten wir sie eine Weile. Zu meinem großen Erstaunen entdeckte ich, daß diese Hunde auf eigene Rechnung Fischfang trieben. Das war mir etwas Neues, und so verfolgte ich ihr Thun mit großem Interesse.

Auf der Seite des Flusses, wo die Hunde waren, befand sich ein schilfiges Sumpfland, das mit einigen Zoll Wasser bedeckt war. In diesen flachen Lagunen finden sich zu gewissen Jahreszeiten verschiedene Fischarten ein, unter denen der Hecht am zahlreichsten vertreten ist, er erreicht bisweilen eine Länge von drei Fuß. Die Hunde beobachteten diese flachen Gewässer scharf, die oft von Fischen wimmeln, wobei häufig die Rückenflossen über dem Wasser zu sehen sind. Sobald sie

einen Fisch erpäßt haben, waten sie vorsichtig ins Wasser bisweilen mehrere Meter weit hinein und erschnappen ihn mit so festem Biß, daß er trotz allen Zappels und Sträubens im Triumph ans Ufer gebracht und dort schleunigst verzehrt wird. Zuweilen bleiben die Hunde auf solchen Fischfang-Expeditionen wochenlang fort und kehren dann viel wohlgenährter nach Hause zurück, als sie auszogen.

Einmal war es mir auf einer Reise, die ich an der entfernt gelegenen Ansiedelung am Red-River machte, gelungen, ein Schaf zu erstehen, eine willkommene Abwechslung in unserem höchst einförmigen Küchenzettel. Ich brachte das Tier vorsichtig in meinem kleinen Rahne unter und konnte es glücklich bis nach Hause befördern, wo ich es in einem Hof einsperrte, welcher ringsum von einem festen, 12 Fuß hohen Pallisadenzaun umgeben war. Auf irgend eine Weise gelangten die Hunde dennoch hinein und verzehrten das Schaf. Im folgenden Sommer brachte ich ein paar Schweine mit nach Hause und sperrte sie in einen kleinen Stall, der aus Balken gefügt und mit einer zwei Zoll dicken Thür aus Fichtenholz verschlossen war. Zu meiner größten Enttäuschung fraßen die Hunde in einer Nacht ein Loch durch die Thür und verzehrten meine Schweine.

Diese Hunde scheinen viel von der Wolfsnatur an sich zu haben. Viele von ihnen zeigen wenig Anhänglichkeit an ihre Herren, und man kann sich nie ganz auf sie verlassen. Übrigens habe ich die Erfahrung gemacht, daß man auch bei Eskimohunden mit Geduld und Freundlichkeit weiter kommt als auf irgend einem anderen Wege, wenn es sich darum handelt sie etwas zu lehren oder sie zu bewegen sich in die Umstände zu fügen und das zu thun, was man von ihnen verlangt. Manche von ihnen sind faul, andere sind unverbesserliche Schmarozger; so hat man beim Fahren mit



Hunden eine ausgezeichnete Gelegenheit, sich in der edlen Tugend der Geduld zu üben.

Als meine Missionsarbeit zunahm, mußte ich schließlich den ganzen Winter unterwegs sein, um die zerstreut lebenden Indianerstämme zu besuchen und den Seelen, die nach dem Worte des Lebens verlangten, dasselbe zu bringen. Da war es von größter Wichtigkeit, die Winterreisen möglichst abzukürzen, was nur durch ein Gespann vorzüglich guter Hunde zu erreichen war. Nach einigen schlechten Erfahrungen, die ich mit den Eskimohunden gemacht, insbesondere auf einer Reise, wo ich durch das langsame Fortkommen mir in der entsetzlichen Kälte jedes unbedeckte Fleckchen meines Gesichts, sogar die Stirn und Lippen, erfroren hatte, richteten sich meine Gedanken auf die vielen prachtvollen Bernhardiner und Neufundländer Hunde, die ich in civilisierten Ländern gesehen hatte, und die als Entgelt für die Pflege und Liebe, die ihnen in reichem Maße zu teil wurde, gar nichts leisteten. Sobald jene Reise beendet war, schrieb ich einigen Freunden und trug ihnen die Bitte vor, mich mit Hunden von jenen edlen Rassen zu versehen. Dank der Güte mehrerer Freunde war ich bereits vor Beginn des nächsten Winters im Besitz einiger prachtvoller Hunde, und nun ging die Arbeit um so rascher von statten.

Diejenigen, welche aus Erfahrung wissen, was für Leiden und Strapazen mit einem Nachtquartier unter freiem Himmel bei 25 bis 30° R. unter Kull verbunden sind, werden zugeben, daß es sehr viel heißen will, wenn man sich zwei oder drei solcher Nächte dank einem besseren Hundegespann ersparen kann.

Ich fand nach jahrelanger Erfahrung, daß die Bernhardiner und Neufundländer alle guten Eigenschaften der Eskimohunde und keinen ihrer Fehler besitzen. Mit Freundlichkeit und Festigkeit war es ein leichtes, sie einzufahren,

und dann war die Peitsche nur noch ein malerischer Schmuck an der hübschen Tracht des Lenkers. Ich besaß oft zugleich gegen 20 Stück dieser herrlichen Tiere, die Alten und die Jungen mitgerechnet. Der größte und beste von ihnen war „Jack“, ein edler Bernhardiner. Er war schwarz wie die Steinkohle und maß 33 Zoll an der Borderschulter. Kein Hund kam ihm gleich in jenem ganzen Nordlande. Mehrere Male hat er mir das Leben gerettet, wie wir es später in meiner Erzählung sehen werden. Nie hat ein Peitschenschlag sein glänzendes Fell berührt; keine Gefahr hat ihn je von seiner Arbeit zurückgeschreckt, wenn er mit seiner merkwürdigen Klugheit einmal begriffen hatte, was von ihm erwartet wurde. Kein Schneetreiben, und mochte es noch so trügerisch und wechselnd sein, konnte ihn je von dem bezeichneten Lagerplatz abbringen, selbst wenn die andern Hunde den Mut verloren und sogar die Führer in Ver zweiflung alles aufgaben.

Die Strecken, die wir an einem Tage mit den Hunden zurücklegen konnten, hingen natürlich ganz von der Beschaffenheit des Bodens oder von den Spuren ab, denen wir etwa folgen konnten. Auf dem glatt gefrorenen Winnipeg-See haben wir, wenn kein Sturm uns entgegenblies und die Hunde gut imstande und die Schlitten nicht zu schwer beladen waren, 80 bis 100 Kilometer täglich zurückgelegt. Aber wenn wir uns durch die dichten Wälder hindurcharbeiten mußten, wo der Schnee tief und der Hindernisse mancherlei waren, — wenn das Land von Hügelketten und tiefen Flußbetten durchzogen war, konnten wir nur ein Drittel dieser Entfernung erreichen und litten dabei bedeutend mehr, als wenn wir viel weitere Strecken unter günstigeren Umständen gereist waren. Fuhren wir mit kräftigen Hunden über einen der großen, gefrorenen Seen oder folgten einer gut eingefahrenen Spur, so konnte ich, auf dem Schlitten sitzend,

mitfahren, und das war kein unangenehmes Fortkommen. Aber da viele meiner Winterreisen mich durch die Urwälder führten, wo der Schnee sehr tief und die Hügel sehr steil sind, wo die Stämme dicht bei einander stehen und viele gestürzte dazwischen liegen, konnte dort von Fahren natürlich nicht die Rede sein. Da mußte man seine Schneeschuhe anschnallen und den treuen Indianern helfen, den tiefen Schnee nieder-treten, damit die armen Hunde die schwerbeladenen Schlitten vorwärts ziehen konnten.

Vier Hunde bilden ein Gespann; das Zuggeschirr, welches aus Elennhaut angefertigt ist, wird oft mit bunten Bändern und kleinen Schellen verziert. Es ist merkwürdig, wie gern die Hunde ihre Schellen haben; sie laufen allemal besser und scheinen vergnügter zu sein, wenn sie so recht im Einklang mit dem munteren Geklingel dahin springen können. Manche Hunde kann man nicht strenger bestrafen, als wenn man ihnen die Schellen vom Geschirr abnimmt.

Der vorderste Hund am Gespann wird der „Leiter“ genannt; von ihm hängt zum großen Teil die Bequemlichkeit einer solchen Winterreise sowie deren Gelingen, ja zuweilen das Leben der ganzen Reisegesellschaft ab. Ein wirklich guter Leithund ist ein äußerst wertvolles Tier. Etliche von ihnen sind so intelligent, daß sie keinen Führer oder Weg-weißer brauchen, der vor ihnen herläuft, außer in den aller-dichtesten, unbetretenen Wäldern. Ich besaß einen lang-beinigen, weißen Leithund, der einen Führer stets für etwas durchaus Lästiges anzusehen schien, sobald in seinem dicken Kopf eine Ahnung davon aufgegangen war, was ich von ihm wünschte. Außerhalb seines Zuggeschirres war „Old voyager“ („Alter Schiffer“ — ein kanadischer Ausdruck) ein grämliches, mißmutiges, ungeselliges Tier. Es war so schwierig ihm beizukommen, daß gewöhnlich ein Strick von 6—7 Fuß Länge, dessen eines Ende an seinem Halse

befestigt war, hinter ihm herschleppte. Wollten wir ihn einfangen, so mußten wir zuerst die entgegengesetzte Richtung einschlagen, denn er war schlauer als ein Fuchs und hatte nie Lust sich einfangen zu lassen. Auf Zickzackwegen gingen wir hin und her, bis er sein Mißtrauen verlor; dann wurde es möglich, sich wie von ungefähr dem Seile so weit zu nähern, daß man es mit einem raschen Griff erwischen konnte und ihn daran herbeiziehen. War aber erst das Zuggeschirr auf seinem Nacken und hatte er seinen Platz an der Spitze des Gespannes eingenommen, so war er der unvergleichlichste Leithund. Es mochten noch so viele Schlitten sich im Reisezug befinden, keinem fiel es ein, die erste Stelle einnehmen zu wollen, wenn „Old Voyager“ sich im Zuge befand.

Meine Gefährten auf diesen weiten Reisen waren die weitberühmten indianischen Schnellläufer aus den nördlichen Stämmen. Der beste in der Truppe wurde zum „Führer“ ernannt. Ihm fiel die Verantwortlichkeit zu, uns auf dem kürzesten und sichersten Wege zu dem Indianerstamm zu führen, dem wir die frohe Botschaft von des Heilands Liebe zu bringen wünschten. Sein Platz war an der Spitze des Zuges vor den Hunden. Nur wenn uns der Weg eine Zeitlang über gefrorene Seen oder auf gut eingefahrenen Spuren führte, nahm er an der Seite eines der Schlittenlenker Platz. War der Weg von solcher guten Beschaffenheit, so liefen die Hunde nur durch die Zurufe der Lenker ermuntert von selbst vorwärts.

Da der größere Teil meiner Missionsarbeit mich in die wilden Waldregionen führte, so war bei vielen meiner Reisen der Führer beständig an der Spitze des Zuges. Manche dieser Leute waren ganz merkwürdig begabt. Der Leser muß sich vergegenwärtigen, daß es dort keine Wege, ja nicht einmal die Andeutung eines Pfades giebt. Oft

mußten wir die ganze Strecke durch dichten, ungelichteten Wald zurücklegen, wo der Schnee 2 bis 4 Fuß hoch lag. Oft standen die Bäume so dicht, daß es schwer hielt, eine Stelle zu finden, die breit genug war, um unsere Schlitten, so schmal sie auch waren, hindurchzuzwängen. An manchen Stellen war das Unterholz so dicht, daß es ein hartes Stück war, uns durchzuarbeiten. Dennoch erwartete man von dem Führer, daß er, auf seinen großen Schneeschuhen durch alle Hindernisse voranschreitend, die Stellen angebe und frei mache, wo es möglich war, mit den Schlitten zwischen den Stämmen durchzukommen. Seine Hauptarbeit war es, die Spur zu bezeichnen, in welcher wir übrigen so rasch nachfolgten, als es unsere belasteten Schlitten, unsere müden Glieder und oft auch unsere blutenden Füße zuließen.

Wunderbar geschickt und geschäftig waren diese Führer bei der Ausübung ihres schwierigen und anstrengenden Amtes. Es machte für sie wenig Unterschied, ob die Sonne hell schien oder Wolken den Himmel verfinsterten, voran, immer voran schritten sie ohne Schwanken und ohne Zögern. Zu Zeiten ist die Blendung durch den hellen Sonnenschein auf den weiten Schneefeldern so stark, daß es unmöglich ist am Tage zu reisen. Die schwarzen Augen der Indianer scheinen besonders empfindlich und dem Augenleiden, das man „Schneebblindheit“ nennt, besonders unterworfen zu sein. Es ist ein sehr schmerzhaftes Leiden, wie ich aus eigener, unangenehmer Erfahrung weiß. Man hat dabei die Empfindung, als würde einem rotglühender Sand in die Augen geworfen. Meine treuen Schlittenlenker litten oft so arg daran, daß ich diese von Natur gleichmütigen Leute unter den entsetzlichen Schmerzen habe wimmern und schreien hören wie die Kinder.

Einst stießen wir in der Nähe des Oxford-Sees auf ein paar Indianer, die infolge dieser Krankheit stockblind

geworden waren. Glücklicherweise hatten sie noch den Wald erreicht, sich ein Lager hergestellt und etwas Nahrung zubereitet, ehe die völlige Blindheit eintrat. Wir nahmen sie natürlich mit uns und geleiteten sie zu ihren Freunden.

Da dies Leiden fast nur im März und April auftritt, wo die Sonne schon hoch steht und die Rückstrahlung von den weiten Schneeflächen ungemein stark ist, reisten wir in diesen Monaten oft nur während der Nachtstunden und rasteten während der hellen Tageszeit im geschützten Lager. Wir verließen denn unser Lager meist bei Sonnenuntergang. Um Mitternacht tasteten wir, so gut es ging, nach Brennmaterial umher; mit Hilfe des Sternenscheins oder eines leuchtenden Nordlichts fanden wir trockenes Reisig und Birkenrinde, womit wir ein Feuer anmachten und unsere Mitternachtsmahlzeit kochten.

Darauf setzten wir die Fahrt fort, bis die Morgenröte anbrach. Dann wurde ein guter Lagerplatz hergerichtet, das Frühstück bereitet und gegessen und die Hunde gefüttert. Dann wurde die Andacht gehalten, danach wickelte sich ein jeder in seine Decken und Pelze, und wir schliefen, bis die blendendsten Stunden des Tages vorüber waren, worauf die Reise wieder fortgesetzt wurde.

Es hat mir immer geschienen, als müsse die Arbeit des Führers während der Nacht bedeutend schwieriger sein als am Tage, doch sie selbst waren nicht dieser Ansicht. Mit unbeirrter Sicherheit schritten sie dem Zuge voran; da machte es keinen Unterschied, ob die Sterne in aller Pracht und Schönheit des nordischen Himmels strahlten oder dickes Gewölk sie alle verbarg. Vorwärts schritt der Führer durch verwachsenes Unterholz und dichten, finsternen Wald, wo tagelang oder richtiger gesagt: nächtelang keine andere Spur zu entdecken war als die der wilden Tiere des Waldes. Bisweilen flammte ein wunderbares Nordlicht voll

unbeschreiblicher Schönheit am Himmel in stets wechselnder Gestalt auf. Dann waren verschiedene Teile des Firmaments durch die schwankenden, ewig wechselnden Strahlen und Funken farbigen Lichtes erleuchtet. Die großartigsten Leistungen menschlicher Kunst auf dem Gebiete des Feuerwerks schrumpfen angesichts dieser Himmelspracht zu zwerghafter Richtigkeit zusammen. Ich bin oft stundenlang in diesen Anblick versunken wie verzaubert gewesen durch diese großartige Herrlichkeit. So hingerissen war ich zuweilen, daß ich mich nicht mehr zurechtzufinden vermochte und nicht wußte, wo Norden und wo Süden war. Aber der erfahrene Führer, obwohl er wie die meisten Indianer ein lebhaftes Gefühl für die Schönheiten der Natur besitzt, ist so auf Erfüllung seiner Pflicht gerichtet, daß all diese wechselnde Schönheit ihn nicht abziehen vermag. Darüber mußte ich mich oft wundern. Sie haben einen sehr empfänglichen Sinn, und ihre Seelen sind voll Poesie, wie auch ihre vielen poetischen Namen andeuten. In ihrem heidnischen Zustande bedeuten ihnen jene flammenden Säulen farbigen Lichtes die Geister ihrer Väter, die sich Reihe um Reihe in die Schlacht stürzen. Ich habe auf unsern Reisen oft Indianer zu Führern gehabt, die lebhaft durch diese wunderbare Erscheinung ergriffen wurden, aber niemals habe ich es erlebt, daß sie dadurch ihren Weg verloren oder über die einzuschlagende Richtung unsicher geworden wären.

Ich habe an verschiedene dieser Führer und Schlittenlenker die angenehmste Erinnerung behalten. Mit nur ganz wenigen Ausnahmen haben sie mir gut und treu gedient. Die meisten von ihnen waren fromme Christen, sie freuten sich mit mir zu ihren Landsleuten hinauszuziehen, die noch in der Finsternis saßen, viele mit einem Verlangen nach dem Lichte. Manche meiner Gefährten waren imstande,

selbst eine Ansprache oder Ermahnung an ihre Brüder zu richten, und die das nicht vermochten, konnten doch die Geschichte ihrer eigenen Befehrung, wie sie ihren Heiland gefunden, erzählen.

Mein Herz wird warm beim Gedanken an diese treuen Männer, meine Gefährten in manchem Sturm, meine Schlafgenossen in manchem kalten Winterlager. Die Erinnerung stellt mir so manchen Vorfall vor die Seele, wo sie ihr Leben für mich einsetzten; manchen Fall, wo unser Mundvorrat zur Neige ging und wenig Aussicht vorhanden war, uns in den nächsten Tagen Nahrung zu verschaffen, wo sie still für sich und ohne irgend welches Wesen davon zu machen, sich selbst mehrere Tage lang auf Viertelrationen setzten, damit ihr geliebter Lehrer nicht verhungere.

Manche von ihnen haben den Lauf vollendet; ihrem Führer, der nicht irren kann, folgend, sind sie die leuchtende Spur hinan, über das Nordlicht, über die Sterne zum Throne Gottes gekommen.



## 7. Kapitel.

Im Januar 1869 unternahm ich meine erste Reise nach dem Nelson-Flusse, um dort einen Trupp Indianer aufzusuchen, der noch nie von einem Missionar besucht worden war noch das Wort von der Erlösung vernommen hatte. Ihr Hauptsammelplatz war bei einer kleinen Ansiedlung am Burntwood-Flusse. Ihre Jagdgründe erstrecken sich so weit nach Norden, daß sie an die der Eskimo grenzen, mit welchem Volksstamm die Indianer jedoch keinerlei Gemeinschaft haben. Zwischen diesen beiden Rassen besteht durchaus keine Verwandtschaft; sie sind wesentlich verschieden sowohl im Aussehen, als auch in Sprache, Sitte und Religion. Obwohl sie selten in offene Fehde miteinander geraten, so befinden sie sich doch fast nie in völligem Frieden und sind bemüht, sich möglichst fern voneinander zu halten.

Bei unserer Abreise war das Wetter empfindlich kalt, die Temperatur fiel bis 35 und 40° Celsius unter Null. Unser Weg führte uns die ganze Zeit über in nördlicher Richtung. Wir suchten uns selbst den Weg durch dichten, unebenen Wald bahnen; außer der Spur, die die Schneeschuhe unseres Führers hinterließen, gab es ringsum keine andere, der wir hätten folgen können, nur noch Spuren von Pelztieren, an denen diese Wälder sehr reich sind, und hier und da die Spur eines Jägers, der einem solchen Tiere auf der Fährte war.

Wir setzten über zwanzig kleine Seen, deren Durchmesser von 1½ bis zu 50 Kilometer betrugen. Über diese Seen

zogen unsere Hunde uns äußerst rasch dahin, und dabei konnten wir uns den Genuß einer Fahrt gestatten. An anderen Stellen, besonders im Walde, kamen wir jedoch nur äußerst langsam vom Fleck. Gewöhnlich mußten wir alle auf unseren Schneeschuhen, ein Beil in der Hand, den Schnee vor dem Schlitten her zusammenstampfen und gelegentlich einen hindernden Baum erst abhauen, um es unseren Hunden zu ermöglichen, die schwerbeladenen Schlitten weiterzuziehen. Bisweilen standen die Bäume so dicht beisammen, daß es fast unmöglich war mit dem Schlitten durchzukommen. Zuweilen mußten wir unsere Geschicklichkeit durch Klettern über gefallene Bäume beweisen, dann wieder einmal galt es, auf Händen und Füßen kriechend unter denselben durchzukommen. Oft bluteten unsere Gesichter, und unsere Füße waren wund. Es gab Zeiten, wo die Riemen meiner Schneeschuhe meine Füße dermaßen wund rieben, daß das Blut durch die Mokassins und das Gewebe der Schneeschuhe hindurchsickerte und der Schnee von Blut gefärbt wurde. Wir reisten stets in der indianischen Weise: der Führer voranlaufend oder gehend, je nachdem der Weg es erlaubte. Als ich das Lenken des Hundeschlittens genügend erlernt hatte, war mein Schlitten auf unseren Reisen meist der erste nach dem Führer, und hinter mir kamen dann noch zwei oder drei Schlitten mit Indianern als Lenker.

Bisweilen war der Schnee so tief, daß alle vier Schlittenlenker vor den Hunden her den Schnee mit allem Fleiß zusammentreten mußten, um es den Hunden zu ermöglichen vorwärts zu kommen. Der Grund, weshalb unsere Schlitten so schwer beladen sein mußten, war, daß wir genötigt waren, alles und jedes mit uns zu führen, was auf unserer ganzen Reise zur Erhaltung unseres Lebens und zu unserem Fortkommen nötig war. Wir reisten ja durch vollständig wilde Länderstrecken, wo es weder Gast-

häuser noch Ansiedelungen noch sonst eine Möglichkeit gab, wenn die Nacht uns überfiel, irgend ein Obdach zu finden. In diesem äußerst spärlich bevölkerten Lande legt der Reisende weite Strecken zurück, ohne irgend einen Menschen anzutreffen als hier und da einmal einen indianischen Jäger, und auch das nur selten. So kam es, daß die Last unsrer Schlitten trotz unseres Bestrebens, sie möglichst leicht zu machen, doch recht schwer wurde: wir hatten eben unseren ganzen Mundvorrat, Fische für unsere Hunde, Kessel, Zinnschüsseln, Beile, Decken fürs Nachtlager, Kleidung zum Wechseln und verschiedene andere notwendige Dinge mitzunehmen, um allen Vorkommnissen der Reise begegnen zu können.

Der schwerste Teil unserer Schlittenladung waren allemal die Fische zum Futter unserer Hunde. Jeder Hund wurde einmal täglich gefüttert und erhielt dann zwei gute Weißfische zur Nahrung, die zusammen fünf bis sechs Pfund wogen. Wenn also die tägliche Nahrung eines jeden Hundes schon durchschnittlich fünf Pfund ausmachte, mußte allein die Fischladung eines jeden Schlittens für eine Reise von etwa einer Woche nicht weniger als 120 Pfd. ausmachen. Dazu kam, daß die bittere Kälte und die scharfe Bewegung bei den Reisenden selbst einen tüchtigen Hunger verursachte, so daß auch der Mundvorrat für sie von nicht geringem Gewichte war.

Wir beendeten unseren Tagesmarsch gewöhnlich eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, um noch Zeit zu haben, alles Nötige für unser Nachtlager vorzubereiten, ehe die Dunkelheit uns umhüllte. Ich bemerkte schon während der Fahrt, wie unser Führer, der vor uns herlief, etwa die letzte halbe Stunde lang den Wald sorgsam nach rechts und links hin zu mustern schien. Schließlich blieb er stehen, und wenn wir ihn erreicht hatten, hieß es: „Nun, Tom, was ist los?“

Seine Antwort lautete: „Hier ist ein prächtiger Platz für unser Nachtlager.“

„Warum glaubst du das?“ fragte ich ihn.

„Sehen Sie die Balsamtiefen?“ erwiderte er. „Sie werden uns ein Bett liefern, und jenes trockene Unterholz wird uns ein gutes Feuer geben.“ Dann machten wir uns rasch an die Arbeit, alles für das Nachtlager im Walde herzurichten. Die Hunde waren bald ausgespannt und schienen dankbar, wenn ihre Nacken vom Zuggeschirr befreit waren. Sie wurden niemals angebunden; sie versuchten nie uns zu entwischen oder auf der alten Spur nach Hause zu laufen.

Manche von den jüngeren Hunden unternahmen dann auf eigene Verantwortung eine Kaninchenjagd und hatten dabei ihr Jagdvergnügen. Die älteren und weiseren sahen sich nach den geschütztesten und besten Stellen für eine Lagerstätte um und begannen dort ihre Vorbereitungen für ihr Nachtlager. Sie entfernten sorgfältig jede Spur von Schnee von dem ausgewählten Plätzchen, bis sie auf den Erdboden gelangt waren, den sie dann mit ihren Pfoten und Zähnen so lange bearbeiteten, bis er so glatt und eben als nur möglich geworden war. Dann rollten sie sich darauf gemächlich zusammen und warteten geduldig ab, bis sie zur Abendfütterung gerufen wurden.

Nach dem Ausspannen der Hunde war das erste, was wir zu thun hatten, unsere Äste tüchtig zu schwingen. Da war stets eine besonders gute und scharfe für den Missionar in Bereitschaft, um etliche grüne Balsamzweige und dürre Äste abzuhauen. Dann benutzten wir unsere Schneeschuhe als Schaufeln und schaufelten eiligst den Schnee von der zum Nachtlager erwählten Stelle fort, indem wir ihn, so gut es ging, rechts und links und gegenüber von der Stelle, wo wir schlafen wollten, aufstürzten. Auf dem Grunde, der

so vom Schnee gereinigt war, breiteten wir eine Lage von Balsamzweigen aus und machten dann uns gegenüber, so daß der Wind den Rauch von uns wegstrieb, mit dem dürren Holz, das wir zusammengebracht, ein großes Feuer an.

Über dies munter flackernde Feuer hingen wir unsere zwei Kessel, die wir reichlich mit Schnee gefüllt hatten. War dieser geschmolzen und in kochendes Wasser umgewandelt, so wurde in dem einen Kessel ein tüchtiges Stück fetten Fleisches abgekocht, im anderen unser Thee bereitet.

Auf meiner ersten Reise führte ich eine zinnerne Waschschüssel, ein Stück Seife und ein Handtuch mit mir. Bei unserem ersten Nachtlager bat ich, sobald der Schnee in den Kesseln geschmolzen war, den Führer, mir etwas von dem warmen Wasser in mein Waschbecken zu geben. Den Zweck erratend, zu dem ich es verlangte, fragte er: „Was wollt Ihr damit thun?“

„Mir Gesicht und Hände waschen,“ antwortete ich. Da sagte er sehr eindringlich: „Bitte, Missionar, thut das nicht!“

Ich sehnte mich nach einer tüchtigen Wäsche, denn ich kam mir vor wie ein Schornsteinfeger. Wir waren stundenlang durch Strecken gewandert, die im vorigen Jahr durch Waldbrände heimgesucht waren, wovon noch die verkohlten Stämme und Zweige zeugten. Diese schwarzen Äste hatten uns oft gestreift, oder wir hatten sie als Halt angefaßt, wenn wir einen Abhang hinuntergingen. Die Folgen hiervon waren sehr sichtbar, und ich freute mich über die Möglichkeit, die Schicht von Ruß und Kohlenstaub abzuwaschen, und war daher über des Führers entschledenes Abraten nicht wenig verwundert.

„Warum sollte ich mich nicht waschen?“ fragte ich und hielt ihm meine kohlschwarzen Hände entgegen.

„Ihr dürft bei so strenger Kälte wie heute keinen Tropfen Wasser an Eure Haut kommen lassen“, erklärte er.

Ich war damals noch sehr unerfahren und wollte meine Säuberung auf keinen Fall aufgeben, da sie mir so vonnöten war; so beachtete ich die Warnung nicht. Da ich ein hellloberndes Feuer vor mir hatte und ein trockenes Handtuch bei mir, wagte ich es, mir Gesicht und Hände zu waschen und fühlte mich zuerst danach sehr wohl. Aber sehr bald empfand ich ein eigentümliches Prickeln auf meinen Händen, sie fingen an aufzuspringen und zu bluten. Sie wurden ganz wund und heilten erst nach Wochen. Diese eine Erfahrung einer Waschung unter freiem Himmel bei einer Temperatur von 50° unter Null genügte, um mich zu belehren. In den folgenden Jahren ließ ich Waschbecken und Seife zu Hause und nahm nur noch das Handtuch mit. Ich hatte mich mit trockenem Abreiben zu begnügen. Wenn ich von solchen Reisen nach Hause zurückkam, pflegte meine Frau zu sagen, ich sähe aus wie altes Mahagoniholz. Ein Bad war dann ein äußerst notwendiger Hochgenuß.

Bei Reisen in so kaltem Wetter suchten wir als Nahrung das fetteste Fleisch, das wir haben konnten, mitzunehmen. Aus eigener Erfahrung kann ich die Mitteilung der Polarreisenden bestätigen, daß in jenen hohen Breiten-Graden Fett, Öl und Schmalz die schätzenswerteste Nahrung sind. und daß der Körper ein wirkliches Verlangen danach hat. Nichts anderes giebt einem eine solche innere Wärme. Sobald der Schnee im größeren Kessel genügend geschmolzen, wurde ein großes Stück Fleisch hineingethan. Während es kochte, tauten wir die gefrorenen Fische für unsere Hunde auf. Sie waren bei der strengen Kälte steinhart gefroren, und es hätte unseren guten Hunden, die uns so treulich gedient hatten, schaden können, wenn sie ihr Futter im gefrorenen Zustande erhalten hätten. Die hungrigen Tiere

waren klug genug, es jedesmal zu wissen, wenn ihre Mahlzeit bereitet wurde; und da sie nur eine im Laufe des Tages hatten, waren sie ungeduldig, drängten sich um uns und mußten oft gewaltsam zurückgehalten werden.

In ihrem Heißhunger und Verlangen nach dem Futter drängten sie sich bisweilen so zusammen, daß manche unter ihnen in Streit und Kampf gerieten, was recht unbequem werden konnte. Die Hunde aus demselben Zuge gerieten selten in Streit miteinander. Sie waren Genossen unter demselben Joch in der Arbeit und waren zu verständig sich gegenseitig in unnützem Streit zu schaden. So kam es, daß, sobald ein Kampf entbrannte, die Tiere sich auf die Seite ihrer Zug-Genossen stellten und es allemal eine Schlacht zwischen einem Schlittenzug und dem anderen war.

Anfangs schien es mir grausam, die Hunde nicht öfter am Tage zu füttern, aber die Erfahrung zeigte mir, daß die erprobten Schlittenlenker recht hatten und es am zweckmäßigsten ist, sie nur einmal täglich zu füttern. Meine Teilnahme für die braven Tiere war so groß, daß ich mich bisweilen nicht enthalten konnte, sie mit einem guten Frühstück zu bewirten; es stellte sich aber jedesmal heraus, daß es für sie kein wirklicher Vorteil war. Diese außerordentliche Mahlzeit machte sie träge und kurzatmig, und sie schienen sich weniger wohl zu fühlen. Gute Weißfische waren das beste Futter für sie; wenn sie diese haben konnten, gediehen sie vortrefflich und konnten mehr leisten als bei irgend einer anderen Nahrung.

Auf weiteren Reisen in diesen rauen Gegenden muß man stets eine gute Anzahl von Hundeschuhen mit sich führen, denn diese Tiere haben sehr zarte Fußsohlen, die leicht verletzt werden. Auf dem blanken Eise wird ihnen, die Haut an den Sohlen so dünn, daß sie leicht bluten. Auf den unebenen, rauen Wegen laufen sie wiederum leicht

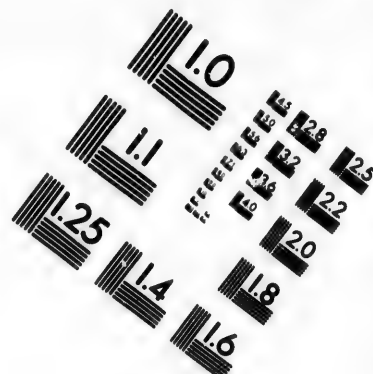
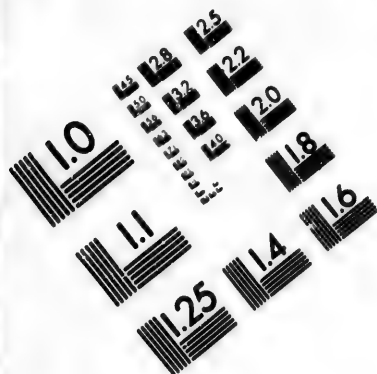
Gefahr, eine Klaue abzubrechen oder sich einen Splitter zwischen die Zehen zu treten. Viele der klugen, alten Hunde, die den Nutzen solcher Schuhe bereits erfahren und sich an sie gewöhnt hatten, pflegten bisweilen den ganzen Zug plötzlich anzuhalten, indem sie nicht weiterliefen; ihren verletzten Fuß in die Höhe hebend, gaben sie ausdrucksvoll, wenn auch stumm die Erklärung ab, warum sie es gethan.

Diese Hundeschuhe sind wie dicke, wollene Fausthandschuhe ohne Daumen und werden in verschiedener Größe angefertigt. Ein solcher Schuh wird über den verletzten Fuß gezogen und mit geschmeidigen, schmalen Riemen aus Wildleder befestigt. Sobald dies geschehen ist, springt das dankbare Tier, das sich noch eben geweigert sich von der Stelle zu rühren, in munterem Lauf weiter und läßt dabei von Zeit zu Zeit als Ausdruck seiner Dankbarkeit ein frohes Gebell erschallen. Die Hunde haben diese warmen, wollenen Schuhe bisweilen so gern, daß sie in der Nacht ihren Ruheplatz verlassen haben und ins Nachtlager hineingekommen sind und nicht eher ruhten, als bis die Leute aufstanden, ihnen die Schuhe holten und an allen vier Füßen anzogen. Dann gaben sie alle Zeichen innigster Freude und Dankbarkeit von sich und kehrten befriedigt auf ihr Lager im Schnee zurück.

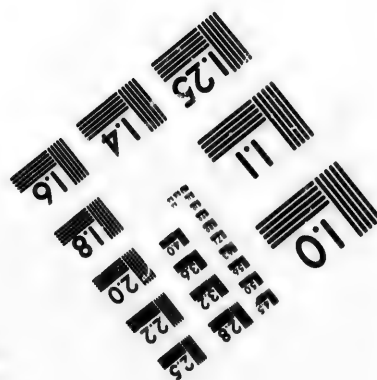
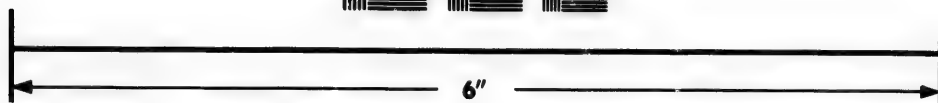
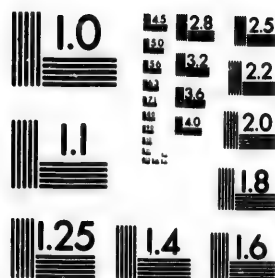
Erst nachdem wir unsere Hunde gefüttert hatten, machten wir Anstalten für unsere eigene Mahlzeit. Über der Stelle am Feuer, die wir mit unseren Schneeschuhen vom Schnee gereinigt hatten, wurden abgehauene Balsamäste und darauf unser Tischtuch ausgebreitet, gewöhnlich ein leerer, an den Seiten aufgeschnittener Mehlsack. Unsere Teller oder Schüsseln, sämtlich aus Zinn, wurden darauf gestellt, und wir versammelten uns mit kräftigem Appetit um diese Tafel. Es war ein Glück, daß letzterer so stark war, denn sonst wäre unsere schlichte Kost nicht so hoch geschätzt worden. Das







# IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic  
Sciences  
Corporation

23 WEST MAIN STREET  
WEBSTER, N.Y. 14580  
(716) 872-4503



große Stück fetten Fleisches wurde auf einer Pfanne herumgereicht und unsere Quartbecher mit heißem Thee gefüllt. Waren wir so glücklich etwas Brot mit uns zu führen, was leider nicht allemal der Fall war, so wurde es aufgetaut und mit dem fetten Fleisch verzehrt. Gemüse war auf solchen Reisen ein unbekannter Genuß. Unsere Hauptnahrung und Stärkung war das fette Fleisch, und je fetter es war, um so besser. Morgens, mittags, abends und oft auch zwischenhinein hielten wir an und aßen davon. Wollten wir den Speisezettel etwas verändern, so nahmen wir vom Vorrat für die Hunde etwas und kochten uns einen Kessel voll guter Fische ab.

Da wir es nicht einmal wagten uns Hände und Gesicht zu waschen, so war natürlich von einem Waschen der Teller und Schüsseln ebenfalls keine Rede. Während unserer Mahlzeit hatten wir bei dem starken Frost genug zu thun, uns selbst und unser Essen warm zu erhalten. Wir waren manchmal genötigt, während der Mahlzeit das große Stück Fleisch dreimal wieder in den Kessel zu thun, um es aufzuwärmen. Ich habe es erlebt, daß sich auf der Tasse mit Thee, der wenige Minuten vorher im Kessel kochte, eine Eiskruste bildete.

Nach dem Abendessen wurde das nötige Holz für den nächsten Morgen zurechtgehakt; jeder Schaden in der Kleidung oder am Zuggeschirr wurde geflickt, damit am Morgen kein Aufenthalt beim Aufbruch eintrete. Der Führer hatte die Pflicht, über all diese Dinge zu wachen; war er mit allem zufrieden, so pflegte er zu sagen: „Missionar, wir sind bereit zum Abendgebet.“ Die Bibel und die Gesangbücher wurden hervorgeholt, die Indianer versammelten sich um mich, und wir hielten unsere gemeinsame Abendandacht. Ich wollte, meine Leser hätten uns da sehen können. Im Hintergrunde die großen, dunklen Balsamsichten, deren lange, teils

mit Schnee bedeckten Äste bis auf den Boden niederhingen; über uns die funkelnden Sterne oder auch ein flammendes Nordlicht; vor uns das helllobernde Feuer und um uns her in malerischer Unordnung unsere Schlitten, Schneeschuhe, Geschirre und all die anderen Gegenstände, die zu unserer Reiseausrüstung gehörten. Ein paar von den Hunden bestanden gewöhnlich darauf so lange aufzubleiben, bis ihre Herren sich zur Ruhe begeben hatten, und waren jetzt noch in verschiedenen Stellungen in unserer Nähe. Mit entblößten Häuptern, einerlei wie streng die Kälte sein mochte, hörten meine christlichen Indianer andächtig zu, während ich in ihrer Sprache aus dem heiligen Buche vorlas, das sie so sehr zu lieben gelernt haben. Dann sangen wir ein geistliches Lied miteinander. Oft war es ein Abendlied, dessen erste Strophe in ihrer schönen Kri-Sprache folgendermaßen lautet:

„Ne machmechemou ne muntome  
Kahke watanahmahweyan,  
Kah nah way yemin Kechahsjah  
Ah kwah — nahtahtah — kwanaoon.“

Nach dem Gesang beteten wir. In solchen Augenblicken empfanden wir unsere Abhängigkeit von dem Vater im Himmel in besonderer Weise und stimmten mit ganzem Herzen in die Worte des Psalmisten ein: „Behüte mich wie deinen Augapfel, beschirme mich unter dem Schatten deiner Flügel.“

Manchmal befanden wir uns 250 Kilometer von der nächsten menschlichen Wohnstätte entfernt. Unser Nachtlager war ein Loch, das wir in den Schnee gegraben hatten. Kein Wall umgab uns außer dem aufgeworfenen Schnee und etwa ein paar Balsamästen; kein Dach über uns als die Sterne. Hier sollten wir die Nacht über in der bitteren Kälte liegen. Vielleicht fiel ein Fuß hoher Schnee auf uns

nieder, er war uns willkommen, denn er milderte die Kälte. Das Feuer ging aus, dann schlichen die grauen Wölfe sich an uns heran, aber mehr als sie war der grausame König Frost zu fürchten.

Kann irgend jemand, der die Kraft und Wirkung des Gebetes kennt, sich da wundern, daß unsere Seelen, die sich „im Gebet und Flehen mit Dankagung“ dem Herren nahten, ein inniges Verlangen nach seiner Nähe und nach der Versicherung fühlten, daß er, der nicht schläft noch schlummert, unser Hüter und Freund sei?

Nach dem Gebet begaben wir uns zur Ruhe. Die gewöhnliche Lebensart des Führers war: „Jetzt, Missionar, will ich Euer Bett machen.“ Das war seine Obliegenheit, und er war ein Meister darin. Zuerst breitete er eine Lage immergrüner Äste aus, darauf legte er ein dickes Büffelfell und über dieses eine grobe Decke. Hierauf legte er mein Kopfkissen auf das Ende des Lagers, das vom Feuer am fernsten war, und sagte dann zu mir: „Wenn Ihr Euch nun zu Bette legen wollt, will ich Euch zudecken und einhüllen.“

So etwas wie sich zur Nacht auskleiden, darf natürlich in einem Winterlager nicht sein, es sei denn, daß man durch die anstrengende Bewegung während des Tages so stark in Schweiß geraten ist, daß die Unterkleider noch feucht sind. In diesem Falle ist es nicht geraten in ihnen zu schlafen.

Manche Reisende schlafen in einem Pelzsack, in den sie hineinkriechen, und den sie dann um ihren Hals zubinden lassen. Eine große Fellmütze wird noch über die gewöhnliche Kopfbedeckung gezogen und vollendet ihre Kleidung für die Nacht. Ich pflegte mich in der Regel in einen schweren Überzieher zu wickeln, hohe Stiefel aus Büffelleber anzuziehen, dazu Pelzhandschuhe, Mütze, Mantel,

Kragen und lange Pulswärmer; dann war ich bereit mich zur Nachtruhe zurückzuziehen. Aber wenn ich so verpackt war, kostete es mich eine gewisse Anstrengung mich niederzulegen, obgleich ich mich nur gerade auf den Boden auszustrecken hatte. Wenn ich dann schließlich in der richtigen Lage war, breitete der Führer noch ein Fell und eine Decke über mich aus und begann dann sehr geschickt, mit einer gewissen mütterlichen Art mich fest einzustopfen, wobei er an den Füßen begann. Er ging dabei so schnell und gewandt zu Werke, daß er, fast ehe ich mich's versah, bei meinem Kopf angelangt war, den er vollständig mit der schweren Felldecke zudeckte, die er dann noch unter Rücken und Schulter feststopfte.

Als ich zum erstenmal in dieser Weise eingepackt worden war, konnte ich es nur ein paar Minuten lang aushalten, ich meinte, ich müßte ersticken. Ich streckte plötzlich meine Arme wieder hervor und schleuderte die ganze Oberdecke von mir.

„Wollt Ihr mich ersticken, Mann?!“ rief ich. „Ich kann nicht leben, wenn mein Kopf in dieser Weise zugedeckt ist.“

Ohne den geringsten Ärger darüber, daß ich sein mühsames Werk so rasch zerstört hatte, antwortete er freundlich: „Ich weiß, es muß für Euch weiße Leute ein hartes Stück sein mit so verpacktem Kopf zu schlafen, aber Ihr werdet Euch dazu entschließen müssen, sonst friert Ihr zu Tode. Ihr müßt sehr vorsichtig sein, denn diese Nacht scheint es besonders kalt zu werden.“ Dann machte er mich auf Töne wie ferner Kanonendonner aufmerksam, die wir schon längere Zeit vernommen hatten. Diese, sagte er mir, rührten vom Eise her, das vier bis sechs Fuß dick den großen See bedeckte und jetzt in der strengen Kälte barst. „Seht den Rauch“, fuhr er fort, „seht, wie nah er sich am Boden hält. Das thut er nur in den bitter kalten Nächten.“

Von den Bäumen um uns her ertönte von Zeit zu Zeit ein scharfer Knall wie von einer Pistole, laut genug, um eine nervöse Person glauben zu machen, daß versteckte Feinde auf uns feuerten. Die beobachtenden Indianer sagten, diese lauten Schüsse kämen vom Gefrieren des Saftes in den Bäumen her. Voll Bewunderung für seine Freundlichkeit sagte ich ihm, man habe mich gelehrt: jeder Mensch brauche so und so viel Kubikfuß Luft zum Atmen, ob nun kalt oder nicht, und wie er glauben könne, daß ich mein notwendiges Teil an frischer Luft bekommen könne, wenn er meinen Kopf dermaßen einpacke? „Hier müßt Ihr mit weniger auskommen,“ meinte er, und machte sich geduldig dran mich von neuem einzuwickeln, während ich versuchte mich so einzurichten, daß ich wenigstens ein klein wenig Luft zum Atmen behielt. Freundlich und geduldig redete er mir zu, und als er mich nun wieder verpackt hatte, sagte er: „Und nun, Missionar, gute Nacht; aber rührt Euch nicht. Wenn Ihr Euch bewegt, könntet Ihr Euch im Schlaf aufdecken, und dann könntet Ihr erfrieren, ohne wieder zu erwachen.“

„Rührt Euch nicht.“ Welch ein Befehl, dachte ich, für einen müden Reisenden, dessen Knochen von seiner langen Wanderung auf den Schneeschuhen im Walde schmerzen, dessen Nerven und Muskeln abgespannt sind, und der daher das Bedürfnis hat, seine Glieder von Zeit zu Zeit zu strecken und seine Lage zu verändern!

In dieser Gemütsverfassung und unter diesem Befehl, dem ich schließlich gehorchen mußte, wenn ich den gefährlichen Folgen entgehen wollte, gelang es mir doch endlich einzuschlafen, denn ich war sehr müde. Nach einiger Zeit erwachte ich in einem Zustand von halbem Bewußtsein und fand, daß ich an einem Gegenstande zog und zerrte, den ich in meiner Schlaftrunkenheit für den Stiel einer Art hielt.



Ich hatte eine unklare Vorstellung, als ob einer der Indianer sein Beil gerade hinter meinem Kopf hätte stehen lassen, der Stiel davon sei in der Nacht gerade über mein Gesicht gefallen, und jetzt hatte ich ihn gepackt und suchte ihn zu entfernen. Zum Glück für mein Gesicht erwachte ich sehr bald zu vollem Bewußtsein und entdeckte, daß, was ich für den Stiel eines Beiles gehalten hatte, meine eigene Nase war, die ebenso wie meine beiden Ohren arg erfroren war.

Ich war vermutlich mit dem Befehl des Führers im Kopfe zuerst ganz artig eingeschlafen und hatte dann im Schlaf, durch das ungewohnte Erstickungsgefühl beängstigt, Kopf und Hand frei gemacht, und das war die Folge! Indessen genügten ein paar Nächte unter der strengen Aufsicht des Führers, um mich auch hieran zu gewöhnen, so daß ich später gerade so gut wie die Indianer mit festverpacktem Kopfe schlafen konnte.

Fiel ein Fuß oder anderthalb Fuß Schnee auf uns nieder, so freuten wir uns, denn das hielt uns warm, und wir schliefen um so besser. Wenn wir solche Schneedecke auf uns hatten, schliefen wir meist ein paar Stunden länger als sonst, um uns für den zu kurzen Schlaf vorhergehender Nächte zu entschädigen, wo die Kälte uns am Schlafen verhindert hatte, oder wir es für gefährlich halten mußten überhaupt einzuschlafen.

Die härteste und unangenehmste Arbeit ist das Aufstehen von solchem Bett und an solchem Ort. Manchmal waren wir trotz der scharfen Kälte infolge unserer vielen warmen Hüllen in einer gelinden Transpiration. Wenn wir nun aufsprangen und uns jener äußeren Hüllen entledigten, packte uns der Frost so gewaltsam an, daß wir mit den Zähnen klapperten und manche von uns nicht umhin konnten vor arger Pein laut aufzuschreien.

Zum Glück war das Brennholz stets am Abend zuvor zurechtgelegt, und so war denn möglichst rasch ein gewaltiges, flackerndes Feuer entzündet und unser Frühstück von heißem Thee und fettem Fleisch eingenommen.

Zu Zeiten waren unsere Aussichten des Morgens recht trübe und unsere Lage nichts weniger als beneidenswert. Auf einer Reise, die nicht mehr als etwa 300 Kilometer betrug, nahm ich, um Ausgaben zu sparen, nur einen einzigen Indianer zur Begleitung mit, einen Jungen von etwa sechzehn Jahren. Jeder von uns hatte seinen eigenen Hundeschlitten, und da „Old Boyager“ an der Spitze war, leiteten wir ihn nur durch Zurufen, und er enttäuschte unsere Erwartungen nicht. Als wir uns eines Morgens von unserem Lager erhoben, fanden wir, daß uns mehrere Zoll hoher Schnee bedeckt hatte. So schnell als möglich suchten wir unser Feuer anzumachen. Wir waren am Abend zuvor etwas spät zum Nachtlager eingekehrt und hatten in der rasch zunehmenden Dunkelheit nur tastend nach dem Brennholz suchen können. Es war von sehr schlechter Beschaffenheit, aber da es uns am Abend gelungen war, mit einem Teil dieses Holzes unsere Abendmahlzeit zu kochen, waren wir für den Morgen auf nichts Schlimmeres gefaßt. Der nachts gefallene Schnee hatte das Holz nicht gebessert, und als wir nun ein Streichholz nach dem anderen anbrannten und das elende Brennholz nicht Feuer fangen wollte, wurden wir zuerst ungeduldig, dann aber beunruhigt. Natürlich mußten wir unsere dicken Pelzhandschuhe abziehen, wenn wir die Streichhölzer anzünden wollten. Bevor es uns geglückt war ein Feuer anzumachen, waren unsere Finger so erstarrt, daß wir nicht mehr imstande waren, ein Streichholz festzuhalten. Wir setzten unsere Bemühungen mit Ausdauer fort, solange wir irgend konnten. Ich entsinne mich, daß ich ein Zündhölzchen zwischen die Zähne nahm, den Stiel eines Beiles

vor mich hielt und nun versuchte, mit rascher Kopfbewegung es an dem Holz zu entzünden; aber auch dieser Versuch war nicht mit Erfolg gekrönt.

Plötzlich durchzuckte mich der Gedanke, daß wir umkommen mußten, wenn es uns nicht gelang ein Feuer anzuzünden. Ich sah mich schnell nach meinem jungen Gefährten um und sah am Ausdruck seines Gesichtes, daß auch er die Gefahr unserer Lage begriffen hatte.

„Alef,“ sagte ich, „wir befinden uns in einer ernststen Lage.“

„Ja, Missionar,“ sagte er, „ich fürchte, wir sterben hier. Wenn wir kein Feuer anmachen und kein warmes Frühstück zu uns nehmen können, fürchte ich, wir erfrieren.“ — „So schlimm ist es noch nicht, Alef,“ sagte ich, „Gott ist unsere Zuversicht und Hilfe. Er hat uns noch andere Mittel gegeben, um uns zu erwärmen. So schnell als möglich zieh deine Schneeschuhe und deine Pelzhandschuh an, setz deine Mühe auf, — ich will es ebenso machen, und nun sieh zu, ob du mich fangen kannst!“

In weniger Zeit, als ich brauche dies niederzuschreiben, waren wir für einen Wettlauf mit Schneeschuhen gerüstet, und fort ging es in raschem Lauf. Ich rannte, so schnell ich konnte, auf meinen Schneeschuhen durch den Wald. Der Junge folgte mir, und so liefen wir, uns abwechselnd jagend und fangend, als wären wir ein paar übermütige Schulkungen, nicht aber ein Missionar mit seinem indianischen Begleiter, die ihr Leben vom Tode des Erfrierens zu bewahren suchten.

Nach einer halben Stunde dieser starken Bewegung fühlten wir die Wärme in unsere erstarrten Glieder zurückkehren, das warme Blut fand seinen Weg auch zu unseren erstarrten Händen, und bald konnten wir unsere Finger wieder biegen. Als wir das behagliche Gefühl der Wärme

wieder den Körper durchströmen fühlten, liefen wir in unser Lager zurück. Wir sammelten eine große Menge Birkenrinde, die lose an den Stämmen hing und sehr leicht entzündbar ist; damit konnten wir bald ein Feuer anmachen und uns ein warmes Frühstück bereiten. Bei unserer Morgenandacht wog der Dank und das Lob sehr vor, und die dankbare Stimmung dauerte in unseren Herzen fort, als wir unsere Sachen zusammenpackten, die Hunde anschnitten und uns wieder auf den Weg machten. Wir hatten eine große Bewahrung erlebt. Der König der Schrecken hatte uns beiden an diesem kalten Morgen ins Auge geblickt, und wenig hatte gefehlt, so hätten unsere Herzen stille gestanden unter der Berührung von König Frost's eisigem Finger.

Da die Tage im Winter in diesen nordischen Ländern so kurz sind, standen wir meist ein paar Stunden vor Tagesanbruch auf. Oft versuchten meine gutherzigen Freunde vor mir aufzustehen und ein gutes Feuer mit warmem Frühstück bereit zu haben, ehe ich erwachte. Doch gelang dies nicht oft, da ein solches Nachtlager dem Schläfe nicht sehr förderlich ist; nachdem ich vier bis fünf Stunden in solchem Zustande halber Erstickung verbracht hatte, war ich froh aufzustehen, sobald ich jemanden sich bewegen hörte. Ich zog das Erfrieren denn doch dem Ersticken vor.

Es war nicht selten, daß ich der erste war, der aufstand, das Feuer anmachte und das Frühstück kochte, bevor meine treuen, müden Reisegefährten aufwachten, die an all diese Strapazen von klein auf gewöhnt, fest schliefen, wo es mir eine Unmöglichkeit war ein Auge zu schließen. Bisweilen sagten meine Leute, wenn ich sie weckte, nachdem sie die Sterne angesehen: — „Assam weputch“ d. h. „Sehr frühe“. Doch brauchte ich weiter nichts zu thun als ernsthaft auf meine Uhr zu blicken, dann waren sie über-

zeugt, daß es die rechte Zeit sei. Das Frühstück wurde rasch eingenommen, das Morgengebet gehalten, die Schlitten bепackt, die Hunde geschirrt — mit den Eskimohunden keine leichte Sache — und wir waren zum Aufbruch bereit.

Bevor wir aufbrachen, warfen wir gewöhnlich die immergrünen Zweige, auf denen wir geschlafen hatten, ins Feuer, und bei dem munteren Schein, den sie gaben, traten wir unseren Tagesmarsch an. Wenn wir manchen Morgen vor Sonnenaufgang schon 40 bis 60 Kilometer zurückgelegt hatten, meinten die Indianer, die Sterne hätten am Ende doch recht gehabt und des Missionars Uhr sei vorgegangen.

Übrigens war es ihnen ebenso darum zu thun rasch vorwärts zu kommen, und so hatten sie nichts einzuwenden, daß ich versuchte unsere Gesellschaft zur Eile anzutreiben. Ich gab ihnen jedesmal eine besondere Bezahlung, wenn es uns gelang, die vorherbestimmte Zeit für die Reise etwas abzukürzen und uns dadurch ein paar der kalten Nachtlager unter freiem Himmel zu ersparen.

Unsere erste Reise nach dem Nelson-Flusse machten wir in sechs Tagen. In späteren Jahren brauchten wir nur vier Tage dazu. Der Landstrich, durch den wir dabei reisten, war besonders reich an Pelztieren. Hier schafft sich der wandernde indianische Jäger seinen Lebensunterhalt, indem er kostbare Pelztiere wie den Schwarz- und den Silberfuchs in der Falle fängt. Hier findet man Ottern, Marder, Biber, Hermeline, Bären, Wölfe und viele andere Pelztiere. Hier ist aber der schwarze Bär sehr zahlreich anzutreffen. Auf einer meiner Rahnreisen sah ich deren nicht weniger als sieben, wovon wir einen erlegten, von dessen Fleisch wir uns mehrere Tage nährten.

Hierher kommen die unternehmenden Pelzhändler, um die kostbaren Felle zu erhandeln und große Vermögen

zusammen zu scharren. Wenn die Leute um des Erwerbes und Reichwerdens willen bereit sind, die Mühsale und Entbehrungen der Reise in diesem Lande auf sich zu nehmen, welch eine Schande wäre es für uns, wenn wir davor zurückschreckten, diesen Jägern auf ihrer Spur zu folgen, um den Indianern die frohe Botschaft von des Erlösers Liebe zu bringen.

---

## 8. Kapitel.

Erst bei meinem zweiten Besuch am Nelson-Flusse kam dort die Arbeit in Gang. Bei meinem ersten Besuch waren viele Indianer in Folge unvorhergesehener Umstände gerade abwesend. Die Jagd ist selbst im günstigen Fall eine sehr unsichere Art sich den Lebensunterhalt zu verschaffen. Da die Bewegungen der Rotwildherden, auf deren Fleisch die Indianer für ihre Nahrung hauptsächlich angewiesen sind, wechselnd und unberechenbar sind, ist es schwierig, einen Ort zur Zusammenkunft für einen Gottesdienst vorauszubestimmen, wo man drauf rechnen kann, genügend Nahrung für die versammelten Menschen zu finden.

Es war zuweilen recht entmutigend, wenn wir nach beschwerlicher Reise im Schlitten oder Kahn an einem Ort ankamen, der als Sammelplatz für gottesdienstliche Versammlung bestimmt war, nur ganz wenige Leute dort vorfanden. Das Rotwild oder die anderen Tiere, von denen sie zu leben hofften, hatten eine andere Richtung eingeschlagen, und die Indianer waren genötigt ihnen zu folgen.

Bei unserem zweiten Besuch begünstigte uns indes alles. Wir fanden fünfzig Familien im Lager vor, alle voll Verlangen den Missionar zu sehen. Sie hatten allerhand wunderliche Vorstellungen. Als der Methodisten Missionar Rundee zuerst mit seiner Bibel und der Predigt unter die wilden Stämme des Saskatschewan-Landes kam, da war die Aufregung unter den Leuten groß zu erfahren, woher dieser wunderbare Mann gekommen wäre. Es wurde eine große

Ratsversammlung berufen, und die Beschwörer erhielten den Befehl, der Frage auf den Grund zu kommen. Nach sehr vielem Getrommel, Träumen und Beschwören teilten sie schließlich der versammelten Menge feierlich mit, dieser sonderbare Mann mit seinem wunderbaren Buche sei in ein Couvert eingeschlossen gewesen und sei vom großen Geist auf einem Regenbogen auf die Erde herabgesandt worden.

Die Indianer am Nelson-Flusse nahmen mich sehr freundlich auf und waren in ihren Begrüßungen sehr viel ausdrucksvoller als andere Indianer, bei denen ich gewesen bin, obwohl wir sehr herzliche und merkwürdige Bewillkommungen erfahren haben. Hier war die Sitte des Händeschüttelns noch ziemlich unbekannt, dagegen herrschte die ältere des Küßens vor. Groß war daher mein Erstaunen, als ich mich plötzlich von 250 bis 300 wilden Indianern, Männern, Weibern und Kindern umringt sah, deren Gesichter von völliger Unbekanntschaft mit Seife und Wasser zeugten, alle in der freundlichen Erwartung mich zu küssen. Ich fühlte mich außer stande diese Probe zu bestehen, und es gelang mir sie alle mit einem herzlichen Händedruck und ein paar freundlichen Worten zu befriedigen.

Um acht Uhr am folgenden Morgen riefen wir die Indianer zum ersten christlichen Gottesdienst zusammen, dem die meisten von ihnen beiwohnten. Sie folgten mit gespannter Teilnahme und Aufmerksamkeit. Meine christlichen Indianer aus Norway-Haus halfen mir beim Beginn des Gottesdienstes; sie hatten schöne Stimmen, und ihre lieblichen Lieder trugen viel dazu bei unseren Gottesdienst anziehend zu machen. Wir sangen mehrere geistliche Lieder, lasen ein paar Abschnitte aus der Bibel und beteten. Etwa um neun Uhr las ich als Text meiner Ansprache die herrlichen Worte: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er



seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Sie lauschten aufmerksam, während ich vier volle Stunden über die göttliche Wahrheit, die in diesen Worten beschlossen ist, zu ihnen redete. Sie hatten nie zuvor eine christliche Predigt gehört; sie kannten die allereinfachsten Wahrheiten unseres christlichen Glaubens nicht; so mußte ich ihnen alles und jedes erst klar und verständlich machen, was uns ganz selbstverständlich vorkommt. Ich begann mit der Erschaffung der Welt und mit dem Sündenfall. Dann erst konnte ich von Gottes Liebe und Gnade und von der größten That derselben reden, daß er seinen eingebornen Sohn, den Herrn Jesum Christum, für uns dahingegeben hat, der gestorben ist, damit wir leben sollen. Ich verweilte besonders bei den Segnungen, die uns aus der persönlichen Annahme dieses Heilandes entspringen. Ich bestrebte mich es ihnen recht verständlich zu machen, daß wir, die wir uns so weit verirrt haben, eingeladen werden umzukehren und uns vom Vater im Himmel als seine Kinder aufnehmen zu lassen. Ich sprach von Gottes Liebe zu allen Menschen; von seiner Bereitwilligkeit uns alle aufzunehmen, unsere Herzen mit Freude zu füllen, uns in allem Leid des Lebens zu trösten, uns im Tode zu erhalten und uns dann aufzunehmen in das ewige Leben und eine Welt voll Licht und Herrlichkeit.

Die seligmachende Wahrheit, welche ich ihnen so schlicht wie möglich und ihrem Verständnis entsprechend nahe zu bringen suchte, drang in die Herzen. Ihre Aufmerksamkeit bewies mir, daß sie meine Worte verstanden. Ihre lebhaften Augen strahlten und strömten bisweilen auch von Thränen über, und als ich schloß, traten Ausrufe der

Freude und des Entzückens an die Stelle der langandauern-  
den gespannten Stille.

Dann überlegten wir einige Verse des schönen Liedes  
in ihre Sprache und sangen miteinander:

„O daß ich tausend Zungen hätte  
Und einen tausendfachen Mund,  
So stimmt ich damit um die Wette  
Aus allertiefstem Herzensgrund  
Ein Loblied nach dem andern an  
Von dem, was Gott an mir gethan.“

Wieder knieten wir zum Gebet nieder, und auf meine  
Bitte wiederholten sie alle die kurzen, einfachen Sätze, in  
denen wir unsere Bitten zu dem empor schickten, der die Gebete  
hört und erhört. Ein Geist der Ehrfurcht und Andacht  
schien auf uns allen zu ruhen. Es war für die große  
Mehrzahl das erstemal, daß sie es versuchten, zu Gott im  
Namen Jesu zu beten, und ich fühlte mich im Innern ver-  
sichert, daß diese einfachen Bitten, die Herz und Lippen dieser  
armen Indianer bewegten, von dem nicht verachtet würden,  
dessen Herz voll Liebe und Erbarmen für alle schlägt.

Nachdem wir gebetet hatten, bat ich die Leute sich noch-  
mals auf den Boden niederzusetzen, da ich von ihnen zu  
hören wünschte, was sie über diese große Wahrheiten dächten,  
die ihnen zu verkündigen ich von so weit her gekommen  
war. Ich wünschte zu erfahren, was sie in Bezug auf den  
christlichen Glauben, den ich ihnen verkündigte, zu thun vor-  
hätten. Als ich meine Anrede schloß, richteten sich aller  
Augen auf den Häuptling, da diese Indianer wie alle  
anderen Stämme ihre ungeschriebenen, festen Gesetze über  
den Vortritt der Älteren und Vornehmeren haben. Er  
erhob sich von seinem Platz inmitten seiner Leute, kam  
zu mir herüber und stellte sich an meine rechte Seite. Dann

hielt er eine Ansprache, die ergreifendste, welche ich jemals gehört.

Jahre sind seit jener Stunde vergangen, und doch ist die Erinnerung an den großen, schlanken, leidenschaftlich bewegten Indianer so lebhaft in mir wie je. Seine Gesten waren zahlreich, aber sie waren alle voll Würde und Anmut. Seine Stimme war besonders wohlklingend und ausdrucks- voll, denn er sprach in tiefer Herzensbewegung. Ich gebe einen kurzen Abriß seiner Rede, wie ich sie bald nachher mit Hilfe meines Dolmetschers niederschrieb.

„Missionar, lange schon habe ich den Glauben an unser altes Heidentum verloren.“ Auf die äußersten Reihen der Zuhörerschaft hinweisend, wo etliche alte Beschwörer und Zauberer zu sehen waren, fuhr er fort: „Diese dort wissen es, daß ich unsere alte Religion nicht mehr mochte. Ich habe sie vernachlässigt. Und ich will Euch sagen, Missionar, warum ich seit langer Zeit unserem alten Heidentum nicht mehr glaubte. Ich höre Gott im Donner, im Sturm und Brausen des Windes; ich sehe seine Macht im Blitz, der den Riesenbaum verzehrt wie dürres Reisig; ich sehe seine Güte darin, daß er uns das Wild, das Renntier, den Biber, den Bär giebt; ich sehe seine Freundlichkeit, wenn die Südwinde wehen und er uns die Enten und die Gänse schickt; wenn der Schnee geschmolzen ist und unsere Seen und Ströme wieder offen stehen, so sehe ich, wie er sie mit Fischen erfüllt. Ich habe diese Dinge Jahre hindurch beobachtet, und ich sehe, wie er in jedem Monat des Jahres uns irgend etwas darreicht. Und er hat es so eingerichtet, daß wir, wenn wir selbst nur fleißig und sorgsam sind, zu jeder Zeit etwas zu unserer Nahrung haben können. Wenn ich so über all diese Dinge, die ich beobachtete, nachgedacht habe, bin ich schon vor Jahren zu der Überzeugung gekommen, daß dieser große Geist, der so freundlich, so für-

sorgend und so liebevoll ist, keinen Gefallen haben kann an der Trommel des Beschwörers oder dem Rasseln der Klapper des Medizin-Mannes. So bin ich seit Jahren ohne Religion gewesen.“ Dann wandte er sich zu mir und sagte, indem er mir mit einem Ausdruck, der mir ins Herz ging, ins Auge schaute:

„Missionar, was Ihr uns heute gesagt habt, erfüllt mein Herz und befriedigt all sein Sehnen. Es ist gerade das, was ich erwartet habe von dem großen Geist zu hören. Ich bin so froh, daß Ihr mit dieser wunderbaren Botschaft gekommen seid. Bleibet bei uns, solange Ihr könnt; und wenn Ihr genötigt seid fortzugehen, so vergesset uns nicht, sondern kommt wieder.“

Laute Ausrufe der Zustimmung begrüßten diese Worte des Häuptlings. Als er geendigt hatte, sagte ich: „Ich wünsche nun auch von den anderen ihre Meinung und eines jeden eigene Ansicht über diese wichtigen Dinge zu hören.“ Viele kamen meinem Wunsche nach, und mit Ausnahme von ein paar alten Beschwörern, die für ihren Erwerb besorgt waren, sprachen sich alle in demselben Sinne aus wie der Häuptling. Der letzte, welcher sprach, war ein alter Mann mit grauem Haar und heftigen, leidenschaftlichen Gebärden. Es war ein sonderbarer, wild aussehender Mann; er kam aus der Mitte der Versammlung bis nach vorne zu uns in eigentümlichen, sprungartigen Bewegungen heran. Sein Haar war geflochten und hing bis an die Knie hinunter. Er bahnte sich durch die dicht gedrängte Versammlung den Weg, trat vor mich, und seine Finger tief in sein dichtes Haar steckend, rief er mit dem Ausdruck größten Ernstes: „Missionar! einst war mein Haar so schwarz wie der Fittich des Raben, jetzt wird es weiß. Graues Haar auf dem Haupt und Enkelkinder im Wigwam sagen mir, daß ich anfangs ein alter Mann zu werden; und doch

habe ich nie zuvor solche Dinge gehört wie die, welche Ihr uns heute verkündigt habt. Ich bin so froh, daß ich nicht gestorben bin, ehe ich diese wunderbare Geschichte vernommen habe. Aber ich werde alt. Hier das graue Haar und drüben die Enkelkinder sagen es. Bleibt bei uns, Missionar, so lange Ihr könnt, und erzählt uns viel von diesen Dingen. Und wenn Ihr fortgehen müßt, so kommt bald wieder; denn ich habe Enkelkinder und habe graues Haar; es kann sein, daß ich nicht viele Winter mehr erlebe. Kommt bald wieder!"

Er wandte sich, als wolle er auf seinen Platz zurückgehen, blieb aber nach ein paar Schritten stehen, lehrte um, blickte mich an und sagte: „Missionar, darf ich mehr sagen?"

„Redet weiter," sagte ich, „ich bin hier, um zu hören."

„Ihr sagtet eben „Notawenan" (Unser Vater.)

„Ja, ich sagte Unser Vater", erwiderte ich.

„Das ist für uns sehr neu und süß zu hören", sagte er. „Wir haben den großen Geist nie als unseren Vater angesehen. Wir hörten ihn im Donner, wir sahen ihn im Blitz, im Sturm und Schneetreiben und fürchteten uns. Wenn Ihr uns nun vom großen Geist als von unserem Vater redet, so ist uns das köstlich."

Einen Augenblick zögernd stand er da vor mir, ein wilder, malerisch aussehender Indianer. Ich fühlte mein Herz in tiefer Theilnahme und Liebe zu ihm hingezogen.

Seine Augen zu den meinigen erhebend, sagte er wieder: „Darf ich noch mehr sagen?"

„Ja", sagte ich, „redet weiter."

„Ihr sagt „Notawenan". Ist er Euer Vater?"

„Ja, er ist mein Vater."

Mit einem Blick und einer Stimme, worin sich ein sehndes Verlangen nach der Antwort ausdrückte, fuhr er

fort: „Soll das heißen: Er ist auch mein Vater — des armen Indianers Vater?“

„Ja, o ja!“ rief ich aus, „er ist auch dein Vater.“

„Euer Vater — des Missionars Vater und des Indianers Vater auch?“ wiederholte er.

„Ja, das ist wahr,“ antwortete ich.

„Dann sind wir also Brüder?“ rief er fast jubelnd aus.

„Ja, wir sind Brüder,“ erwiderte ich. Die Aufregung, die in der Zuhörerschaft entstand, war ganz merkwürdig, als mein Gespräch mit dem alten Manne diesen Punkt erreicht und in einer so unerwarteten und so herzbewegenden Weise die große Wahrheit klar gemacht hatte, nicht nur, daß Gott unser Vater ist, sondern daß alle Menschen untereinander Brüder sind — die Wahrheit von der Einheit des Menschengeschlechts; die Leute konnten die Ausbrüche ihrer Freude nicht zurückhalten. Doch der alte Mann war mit dem, was er sagen wollte, noch nicht zu Ende; ruhig gebot er den Lebhaftesten, sich still zu verhalten, dann wandte er sich wieder zu mir und sagte:

„Darf ich noch mehr sagen?“

„Ja, rede weiter, sag alles heraus, was dein Herz erfüllt.“

Nie werde ich seine Antwort vergessen.

„Nun, ich möchte nicht unhöflich sein, aber es will mir scheinen, daß Ihr, meine weißen Brüder, lange Zeit gebraucht habt, um mit diesem großen Buche und seiner wunderbaren Geschichte zu Euren roten Brüdern in die Wälder zu kommen.“

Diese Worte ergriffen mich, es wurde mir schwer, darauf zu antworten. Das ist die Frage, die Millionen sehrender, harrender, müder Seelen bewegt, welche ihrer falschen Religionen überdrüssig sind und im Innersten nach dem Frieden der Seele schmachten, der einzig und allein im Er-

greifen der frohen Botschaft von der Erlösung durch Jesum Christum zu finden ist. Ich suchte die Langsamkeit der Ausbreitung des Evangeliums zu erklären und die zu entschuldigen, welche zwar zugeben, daß alle Menschen untereinander Brüder sind, aber doch so oft vergessen, daß sie ihres „Bruders Hüter“ sein sollen.

Wir schlossen die Versammlung für eine kurze Weile, und sobald das Mittagsmahl in Eile genossen war, vereinigten wir uns abermals zu einem Nachmittags-Gottesdienst. Dieser zweite Gottesdienst währte volle fünf Stunden.

Nachdem wir gesungen und gebetet hatten, las ich die schöne Geschichte von dem Kämmerer aus dem Mohrenlande und dann die Erklärung des Sakraments der Taufe. Ich suchte ihnen klar zu machen, was es bedeute, ein Christ zu werden. Ich erklärte ihnen, ich sei bereit, jeden zu taufen, der dem heidnischen Leben mit seiner Vielweiberei und Zauberei, seinem Glückspiel und all den anderen Lastern absagen und von jetzt an beginnen wolle, den wahren Gott anzubeten und ihm zu dienen. Die Vielweiberei war für die meisten der größte Stein des Anstoßes, da einige von ihnen drei und vier Weiber hatten. Trunksucht kommt in dieser Gegend wenig vor, vielleicht wegen der großen Schwierigkeit, starke Getränke in ein von aller Civilisation so weit entferntes Land einzuführen.

Nachdem ich lange Zeit darauf verwandt hatte, ihnen die „Lehre des heiligen Buches“ klar zu machen, und viele Fragen beantwortet hatte, forderte ich alle diejenigen, die entschlossen seien, den Forderungen des Evangeliums nachzukommen, und die die heilige Taufe beehrten, vorzutreten und sich neben mich zu stellen.

Sogleich folgten etwa vierzig Männer und Weiber dieser Aufforderung, sie kamen und setzten sich zu meinen Füßen nieder. Einige zitterten vor Bewegung, andere weinten,

alle waren offenbar tief ergriffen. Dann las ich die herrlichen Stellen der heiligen Schrift in Bezug auf die Kinder-  
taufe. Ich betonte besonders die Liebe Jesu zu den Kindern und seine Bereitwilligkeit sie anzunehmen. Es waren für uns alle ernste und gesegnete Stunden.

Alle wünschten neue Namen in der Taufe zu erhalten, und ich mußte dieselben für sie wählen. Während ich sie taufte und ihnen neben ihren meist sehr ausdrucksvollen und poetischen indianischen Namen christliche Namen beilegte, war mein stetes Gebet, sie möchten einst den Herren sehen von Angesicht, und sein Name möge auf ihrer Stirn geschrieben stehen.

Übrigens herrschte doch noch ein gewisser Widerstand, Satan läßt sich nicht so leicht besiegen und austreiben. Die alten Beschwörer und Medizin-Männer, die treuen Diener des Feindes, erhoben bald Widerspruch. Ihre Selbstsucht war wach geworden. Sie waren schlau genug, zu begreifen, daß, falls mir alle zufielen, es ihnen ergehen müsse wie Demetrius, dem Anfertiger der Diana-Tempel-Bilder, und daß es mit ihrem Erwerb bald aus sein werde. Aber sie waren in so verschwindender Minderheit, daß sie nicht wagten, Schlimmeres zu thun als zu drohen und zu fluchen. Ein alter Beschwörer, dessen Weib mit mehreren andern als Zeichen und Siegel ihrer Annahme um Christi willen um die Taufe gebeten hatte, stürzte gerade, als ich im Begriffe war, sie zu taufen, auf mich los. Ehe ich seine Absicht erkannt hatte und ihn daran verhindern konnte, packte er das Weib und schüttelte es heftig und schrie, mit dem Ausdruck ohnmächtiger Wut auf mich blickend, „Tauft sie Atim“! (Hund!)

„Nein“, sagte ich, freundlich auf das arme, zitternde Weib blickend, „ich will ihr den lieblichsten Namen geben, den je ein Weib getragen, den Namen der Mutter Jesu.“ Und so taufte ich sie Maria.



Wir verbrachten nun mehrere Tage damit, die Leute zwischen den Gottesdiensten, deren wir meist drei am Tage hatten, im Lesen der Silbenschrift zu unterrichten. Zuweilen versammelten wir alle Leute, malten die Silbenzeichen mit einem angebrannten Stück Holz auf die glatte Fläche einer Felswand und lehrten sie, so gut wir konnten. Zuweilen gingen wir auch von Zelt zu Zelt und unterrichteten sie einzeln, hatten dann auch manches Gespräch über Glaubenssachen und beteten mit ihnen. Ich überließ ihnen mehrere Duzend Neue Testamente, Gesangbücher und Katechismen in ihrer eigenen Sprache. So groß war bei manchen von ihnen der Eifer um Belehrung in den Heilswahrheiten, daß sie noch drei Tage an dem Platz blieben, nachdem sie bereits all ihre Vorräte aufgezehrt hatten. Als ich das zuerst hörte, konnte ich es kaum glauben, aber ich überzeugte mich persönlich, daß es wirklich so war. Mit Thränen in den Augen sagten sie mir Lebewohl und teilten mir mit, daß sie wegen ihrer hungernden Kinder gezwungen seien, jetzt der Jagd und dem Fischfang nachzugehen. „Aber“, fügten sie hinzu, „was wir von Euch vernommen haben, wird uns die ganze Zeit über froh machen.“ —

Im weiteren Verlaufe dieser Reise trafen wir in einem anderen Indianerlager ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, das an der Schwindsucht rasch dem Tode zueilte. Ich erzählte ihr von Jesus und vom Himmel und betete öfter mit ihr. Als das Ende herankam, sagte sie zu ihrer betrübnen Mutter: „Ich bin froh, daß der betende Mann mir solche Worte des Trostes gesagt hat. Ich habe die Furcht vor dem Tode verloren. Ich glaube, dieser liebe Jesus wird mich in das bessere Land bringen. Aber, Mutter, wenn du kommst, willst du dann nach mir ausschauen und mich suchen? Ich möchte dich wiedersehen!“

Ist es zu verwundern, daß ich diese Indianer vom Nelson-Strom innig lieb gewann? Ich besuchte sie jährlich zweimal und trat mit Wort und Schrift zu sie ein, bis meines Herzens Wunsch erfüllt wurde und ein geliebter Bruder in Christo sich bereit erklärte, zu ihnen zu ziehen und unter ihnen zu wohnen.

---

vom  
jährlich  
, bis  
liebster  
siehen

## 9. Kapitel.

Eines Morgens mitten im kalten Winter wurde uns die Freude zu teil, diesen lieben Bruder und Mitarbeiter begrüßen zu dürfen, den Missionar John Semmens, der eine schöne Thätigkeit in Ontario aufgegeben hatte, um mir bei meiner Arbeit zu helfen. Gleich beim Beginn seiner Missionsarbeit unter den Indianern bekam Semmens etwas von den Gefahren zu spüren, die solch ein Leben mit sich bringt. Er litt anfangs sehr unter der entsetzlichen Kälte und den Schneestürmen. In einer Nacht, als er draußen im Walde ausruhte, brach der Sturm einen großen Baum, der dicht neben ihm niederstürzte. Es war eine gnädige Bewahrung, daß niemand beschädigt wurde. Der neue Missionar wurde bei den Indianern bald sehr beliebt und hat viele Jahre hindurch in aufopfernder Weise erfolgreich unter ihnen gewirkt. Seine Gegenwart in unserem Hause war uns eine große Freude. Diejenigen, die es selber erfahren haben, was es heißt, lange die Gesellschaft gleichgesinnter Freunde entbehren zu müssen, werden es verstehen, welch einen Segen dieser edle, junge Bruder in unser Haus brachte. Eine große, gemeinsame Arbeit lag uns ob, denn wir wollten beide den Indianern, in deren Mitte wir lebten, so viel Gutes thun wie nur irgend möglich, und da wir glücklicherweise ganz der gleichen Ansicht über die beste Art, diese Arbeit zu thun, waren, so haben wir stets in innigster Gemeinschaft gelebt und gearbeitet.

Semmens war der erste, der sich am Nelsonsflusse niederließ. Das Wanderleben jener Indianerstämme machte die Arbeit zu einer langsamen und manchmal entmutigenden, auch kannte er anfangs ihre Sprache nicht und fand nicht immer einen Dolmetscher. Aber er fuhr dennoch fort, um Christi willen dort zu wirken, und seine Erfolge waren sehr groß. Wir wollen nicht lange bei den vielen interessanten und oft abenteuerlichen Erlebnissen verweilen, die seine Pionier-Arbeit unter diesen Indianern mit sich brachte. Gar oft sind wir beide zusammen ausgezogen wie die Jünger, die der Meister zu Paaren ausandte, und haben manche lange und mühevollen Forschungsreise unternommen. An manchen Lagerfeuern und in vielen Wigwams haben wir das Wort verkündigt und die wandernden Indianer auf Gott hingewiesen. Hunderte von Meilen haben wir gemeinsam zurückgelegt, bis unsere Glieder von Kälte erstarrt waren und unsere Füße bluteten; dann nach der Abendmahlzeit und der Abendandacht, legten wir uns auf dem kalten Lagerplatz dicht nebeneinander unter den gleichen Hüllen nieder und versuchten zu schlafen.

Nie werden wir beide unsere Fahrt zur Bezirksversammlung in Winipeg vergessen, wo wir auf dem großen See von der übrigen Gesellschaft getrennt wurden. Wir erreichten in großer Eile noch eben rechtzeitig das gemüthliche Heim unseres verehrten Vorsitzenden Georg Young, wo wir ein herzliches Willkommen fanden, und entgingen dadurch einem schrecklichen Schneesturme, unter dem viele leiden mußten. Die Rückreise war ebenso gefährlich. Wir verließen Winipeg mit schwerbeladenen Hundeschlitten am Sonnabend Nachmittag. Im Hause eines Herrn Sifton bei Selfirk wurden wir freundlich aufgenommen und verbrachten dort einen schönen, stillen Sonntag. Als die Uhr auf Mitternacht zeigte, vertauschten wir unsere schwarzen Röcke mit unsern

Leber-Anzügen. Wir spannten unsere Hunde an, sagten nach einer nächtlichen Mahlzeit unseren Wirten Lebewohl und machten uns beim Sternenschein auf unsere lange Reise nach Norden. Semmens mußte gegen 1000 Kilometer nach Norden reisen, um sein Heim zu erreichen.

Sifton erzählte mir später einmal, daß er und seine Familie uns unter Thränen hätten ziehen lassen, so schwer war ihnen der Gedanke an unsere Reise in mitternächtlicher Finsternis und Kälte. Von der Zeit an fühlten sie ein ganz besonderes Interesse für die Missionsarbeit und eine große Liebe zu denen, die um Jesu und um der Ausbreitung seines Namens willen solche Gefahren erdulden müssen.

Vor Sonnenaufgang hatten wir die Weiden-Inseln erreicht und nahmen dort unser Frühstück ein. Der Winter neigte sich bereits seinem Ende zu, und der Sonnenglanz auf der blendend weißen Schneedecke des ungeheuren Winipeg-Sees machte uns fast schneblind. Da wir aber doch noch etwas sehen konnten, hielten wir nur dann an, wenn es nötig war, und beeilten uns, vorwärts zu kommen. Wir waren etwa 30 Kilometer vom Beren-Flusse entfernt, als die Nacht hereinbrach, aber ich konnte mich nicht entschließen, noch eine Nacht im Schnee zuzubringen, da mein Heim schon so nahe war, denn damals hatte ich gerade die neue Arbeit unter den Salteaux-Indianern begonnen. Deshalb wandte ich mich an Semmens und unsere beiden wohlgeschulten Hundetreiber und sagte: „Haltet nur noch ein wenig länger aus. Wir wollen nicht in dieser bitteren Kälte verweilen, da unser Heim so nahe ist!“ Die Indianer waren ganz willig und freuten sich sogar weiter zu gehen. Aber Semmens war vollkommen erschöpft, und mein Herz war voller Schmerz, als ich sah, wie ermüdet er war. Er warf sich auf der kalten Eisdecke

des Sees nieder und sagte: „Gebt mir eine Decke und ein Stück Pemmikan und laßt mich hier. Ich kann keinen Schritt weiter. Ihr andern habt Frauen und Kinder, die euch nach Hause ziehen, ich nicht. Meine Füße sind von den Riemen der Schneeschuhe zerschnitten; ich will hier bleiben. Kümmerst euch nicht um mich.“

So sprach der Arme, denn er war ermattet und entmutigt. Ich fühlte mich auch nicht viel wohler, aber ich versuchte uns wieder Mut einzulösen, indem ich sagte: „Nein, wir werden dich auf keinen Fall hier lassen. Wir wollen vorwärts eilen und dich mitnehmen, und vor Morgen früh sollst du ein gutes Abendessen unter einem festen Dache und ein warmes Bett haben.“

Einer meiner Hunde, Namens Muff, ein prachtvoller, aber sehr ehrgeiziger Bernhardiner, das Geschenk einer Freundin aus Montreal, hatte sich auf dieser Fahrt das Schlüsselbein gebrochen. In solchem Falle wird der verwundete Hund gewöhnlich sofort getötet, und man reist mit den übrigen Tieren weiter. Aber Muff war ein sehr kostbares Tier, und es war nicht ganz unmöglich, daß er wieder gesund wurde. Deshalb hatte ich beschlossen, den Hund trotz der weiten Entfernung mitzunehmen. Ich packte meinen Schlitten so, daß der Hund darauf liegen konnte, und er gewöhnte sich auch bald daran. Ich selber mußte aber um so mehr laufen. Vor diesem Unfall konnte ich recht viel fahren, obgleich wir über 600 Pfund auf den Schlitten hatten. Nun hatten wir aber einen Hund weniger im Spann und anstatt dessen eine größere Last auf dem Schlitten, da war es mit meinem Fahren zu Ende.

Als nun mein lieber Gefährte Semmens in so große Not geriet, war mein Entschluß schnell gefaßt. Mit unsern Axten hackten die Indianer und ich ein Loch in den festen Schnee und das Eis in der Nähe des Ufers. In das-

selbe breiteten wir ein Büffel-Fell und betteten den kranken Hund darauf. Rund herum packten wir den größten Teil der Sachen, die den Schlitten beschwert hatten, und das Ganze wurde so gut wie möglich mit einer großen, wildledernen Schlittendecke zugedeckt. Wir gaben dem Hunde den Befehl, die Vorräte vor wilden Tieren zu schützen, machten eine große Anzahl von Zeichen, um die Stelle wiederfinden zu können, und ließen Ruff und die Sachen zurück.

Dann fuhren wir nach der Stelle zurück, wo Semmens lag, wickelten ihn in warme Mäntel, legten ein kleines Kissen unter seinen Kopf und banden ihn auf dem Schlitten fest, und dann ging es wieder auf die Reise, dem Ziel zu. Da wir alle sehr müde waren, kamen wir nur langsam vorwärts, und erst nach Mitternacht erreichten wir das ersehnte Missionshaus.

Semmens schlief glücklicherweise die meiste Zeit während der Fahrt. Ein warmes Bad, ein gutes Abendessen, und ein langer, tiefer, traumloser Schlaf, der beinahe bis zum nächsten Mittag dauerte, erfrischten ihn sehr, und als er uns am folgenden Tage wieder begrüßte, waren seine ersten Worte: „Oh, Egerton, ich bin so froh, daß Du mich nicht dort auf dem Eise zu Grunde gehen ließe!“

Noch immer ist dieser treue Gefährte mit seiner wackern Frau und ihren Kindern dort im Norden und wirkt für den Herrn. Er steht in voller Manneskraft, und wir hoffen, daß er noch große Dinge für seinen Meister wird vollbringen dürfen, denn an körperlicher Kraft wie an geistiger Ausrüstung und vollkommener Hingabe übertrifft ihn keiner der dortigen Arbeiter.

### Der Hundertjährige.

Einer der ersten Indianer, der in Norway-Haus unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein ehrwürdig aussehender,

alter Mann von ungewöhnlicher Körpergröße. Sein Äußeres war ganz patriarchalisch. Er bewillkommte uns sehr herzlich, und seine Worte waren für uns ein liebevoller Segensgruß. Er nannte uns seine Kinder und hieß uns im Namen des Herrn Jesu in unserer Arbeit und in unserem neuen Heim willkommen.

Da er sehr alt war und einen weiten Weg zum Morgengottesdienst hatte, so luden wir ihn am ersten Sonntag nach unserer Ankunft auf der Station zu Mittag zu uns ein. Er war sehr dankbar und sagte, nun könne er auch zum Nachmittagsgottesdienst bleiben, das sei ihm eine große Freude. Er war ein frommer Christ von hochherziger Gesinnung. Wir fühlten uns sehr zu ihm hingezogen und luden ihn ein, jeden Sonntag bei uns zu essen und sich zwischen den beiden Gottesdiensten etwas auszuruhen.

Wie alle alten Indianer wußte auch er nicht genau, wie alt er war. Er muß aber über hundert Jahre alt gewesen sein, denn Männer, die über fünfzig waren, sagten, er sei schon in ihrer Jugend ein alter Mann gewesen. Auch daß er schon achtzig Jahre als geschickter Jäger auf der Liste der Hudson-Bai-Gesellschaft stand, beweist die Richtigkeit dieser Annahme.

Sein Zeugnis vom Segen des Evangeliums war köstlich. Er „wußte, an wen er glaubte“ und freute sich der Gewißheit, daß Gottes Gnade ihn bis ans Ende bewahren werde. Er war einer derjenigen, die durch die ersten Missionare in jener Gegend zum Glauben gelangt waren, und war treu und standhaft geblieben. Er hatte jahrelang mit Erfolg eine Bibelklasse geleitet und war sehr treu in dieser Arbeit. Wenn ein Mitglied seiner Klasse bei der Versammlung fehlte, so wußte er den Grund des Ausbleibens vor dem nächsten Abend, wenn der Fehlende auch fünf oder sechs Meilen entfernt wohnte. Da er nach unserer



Ankunft auf der Station noch ein paar Jahre lebte, so wurden wir gut mit ihm bekannt, und es war uns stets ein Segen, mit ihm von himmlischen Dingen zu reden.

Eines Tages gab er mir einen schlagenden Beweis, daß er seinem alten heidnischen Leben und seinen sündlichen Gebräuchen ganz und gar abgesagt hatte. Wir hatten von verschiedenen Dingen gesprochen, und die Rede kam auf die Verschiedenheit der Religionen. Da er ein ausgezeichnetes Gedächtnis besaß und man mir gesagt hatte, er wisse ganz besonders gut in dem alten indianischen Glauben und den abergläubischen Gebräuchen Bescheid, so zog ich ein Heft und einen Bleistift aus der Tasche und sagte: „Mis-mis (d. h. Großvater), bitte, erzähle mir etwas von euren alten Religionsgebräuchen und Beschwörungen. Vielleicht schreibe ich einmal ein Buch und sage darin etwas über diese Dinge.“

Das Gesicht des lieben Alten wurde ernst, er schüttelte das Haupt und schwieg.

Ich wiederholte meine Bitte und sagte er müsse bei seinem hohen Alter doch viel zu erzählen haben. Anstatt zu antworten, setzte er sich nieder, stützte die Ellenbogen auf die Knie und verbarg das Gesicht in den Händen. Er schien in Träumerei verloren.

Ich wartete einige Minuten, es herrschte ein tiefes Schweigen. Die anwesenden Glieder seiner Familie hatten meine Frage gehört und lauschten voller Spannung. Das Schweigen fing an peinlich zu werden, und ich sagte schließlich in ermunterndem Tone: „Nun, Großvater, habt Ihr nichts, was ich niederschreiben kann.“

Da sprang er plötzlich auf, so daß wir alle zusammen fielen, und, die Hand wie ein Redner ausstreckend, begann er:

„Missionar! Das alte, böse Leben ist wie ein Nachtgebilde, wie ein böser Traum, wie eine schlimme Krankheit, die uns Schmerzensrufe auspreßt. Ich versuche die Erinnerung zu bannen, sie auszuwischen. Bitte, fragt mich nicht danach. Ich könnte nicht schlafen, ich würde unglücklich.“

Natürlich steckte ich Buch und Stift wieder ein und ließ den lieben Alten in Frieden, ich fragte nicht mehr nach seinem früheren Glauben.

Am Sonntag nach dieser Unterredung hatten wir eine Versammlung in der Kirche. Einer der ersten, welche das Wort ergriffen, war dieser ehrwürdige Großvater. Er sagte: „Der Missionar hat mich, ihm von meinem früheren Glauben zu erzählen, aber ich konnte es nicht. Jener Glaube war mein Feind. Er machte mich unglücklich. Je mehr ich mich ihm ergab, desto elender wurde ich. Da habe ich ihn aus meinem Leben und aus meinem Herzen verbannt. Könnte ich ihn doch aus meiner Erinnerung verbannen!“ Dann fügte er hinzu: „Aber vielleicht hilft mir diese Erinnerung dazu, meinen Heiland immer inniger zu umfassen, wenn ich daran gedenke, wovon er mich errettet hat. Ich war so weit von ihm und so sündig. Er hob mich mit seinem starken Arm auf und brachte mich aus der Finsternis ins Licht. O, ich bin so froh, daß Jesus mich errettet hat, und ich freue mich, von ihm zu reden!“

Von ihm konnte man in Wahrheit sagen: „Was er einst liebte, das haßt er jetzt und zwar so sehr, daß er nicht einmal davon sprechen mag.“

Da ich gerade die Erinnerungen an diesen lieben, alten Mann aufzeichne, so will ich gleich hier von dem seligen Ende berichten, welches diesem Patriarchen seines Dorfes zu teil wurde.

Er hatte eine sehr zahlreiche Familie. Seine Söhne waren ausgezeichnete Leute. Von einigen unter ihnen kann ich allerlei Gutes berichten. Es war mir durch Gottes Gnade vergönnt, den jüngsten, Eduard, zur seligen Gewißheit zu führen, daß ihm seine Sünden vergeben seien. Im Juli 1889 wurde er in Winipeg zum Diener der christlichen Kirche verordnet.

Martin, ein anderer Sohn des edlen Alten, war einer meiner liebsten und vertrauenswürdigsten Führer auf den langen Reisen im Kahn und im Hundeschlitten. Oft haben wir miteinander dem Tod ins Auge geblickt, aber nie habe ich ihn feige zittern oder zurückweichen sehn. Manchmal gingen uns die Vorräte aus, Stürme und ungünstige Winde hinderten unser Weiterkommen, und schließlich waren wir dem Hungertode nahe, so daß sogar ich, der Missionar, anfang mich zu fragen, ob es auch weise sei, diese gefährvollen Fahrten zu unternehmen, bei denen es sehr die Frage war, ob wir sie würden überstehen können. Da sagte Martin oder einer von den andern einen passenden Bibelspruch, oder sie sangen mit ihren klangvollen Stimmen das schöne Lied:

„Hör auf zu sorgen, Herz,  
Hoff und sei unverzagt!  
Gott hört dein Seufzen, sieht den Schmerz;  
Frisch auf, nicht mehr geklagt!

Durch Wolken, Sturm und Wind  
Wird er dir machen Bahn;  
Harr' noch ein wenig, Gotteskind,  
Bald bricht sein Morgen an!“

Gar tröstlich und stärkend waren uns solche kostbaren Verheißungen in jenen Augenblicken furchtbarer Gefahr, wo der Tod uns so nahe schien und wir so hilflos waren und uns ganz auf den Allmächtigen verließen.

Ein anderer Sohn unseres alten Patriarchen war Samuel, ein mutiger Führer und schlichter, demüthiger Christ. Einst in einer Zeit großer Gefahr führte er eine Anzahl von Booten den mächtigen Saskatschewan-Strom hinauf, um den dortigen Weißen zu Hilfe zu kommen. Als er sein Werk mutig im Ausblick zum Herrn gethan hatte, folgte er dem Rufe dieses Herrn und ging freudig die glänzende Bahn hinauf ins himmlische Jerusalem. Auf seinem bleichen Gesicht ruhte ein Widerschein jener Herrlichkeit, in die er nun eingegangen war, und manche, die es sahen, wurden von der Sehnsucht erfüllt, diese Herrlichkeit auch einst ihr eigen nennen zu dürfen, und entschlossen sich, auch ihr Herz dem Herrn hinzugeben. — Doch ich werde später noch mehr von Samuel berichten.

Ich wollte eigentlich von seinem alten Vater berichten. Eines Tages sagte derselbe zu den versammelten Gliedern seiner Bibeklasse, seine Arbeit sei nun beinahe gethan, und er hoffe, gar bald in die bessere Heimat zu ziehen. Obgleich er ebenso wohl war wie gewöhnlich, hatte er doch die Gewißheit, daß sein Ende nahe sei. Liebevoll und ernst redete er mit seinen Freunden und ermahnte sie, Glauben zu halten bis ans Ende.

Am folgenden Tag ließ er mich rufen und bat mich, seine Bibeklasse einem seiner Söhne zu übergeben, falls ich ihn für würdig hielte.

Ich sagte: „Wir wollen Euch aber nicht verlieren. Die Glieder Eurer Klasse haben Euch lieb. Warum wollt Ihr sie verlassen?“

Ein eigentümlicher Ausdruck in seinem Gesicht sagte mir, daß er bald einer andern Schar zugesellt sein werde, und es schien, als warte er mit seinem Scheiden nur so lange, bis seine Geschäfte auf Erden geordnet seien.

„Ich werde sehr bald scheiden und will vorher alles in Ordnung haben; ich möchte so gerne, daß mein Sohn Wilhelm meine Klasse bekommt, wenn Ihr denkt, daß er dazu paßt.“ Da dieser Sohn ein ganz ausgezeichneter Mann war, so konnte alles zur Befriedigung des alten Vaters geordnet werden.

Am folgenden Tage lud er alle alten Glieder der Gemeinde, die schon vor vielen Jahren Christen geworden waren, zu sich ein, wie er es schon einmal vor dreißig Jahren gethan hatte.

Alle, die nur irgend konnten, kamen, und das ganze Haus war voll. Sie sangen und beteten zusammen, dann stand er auf und redete zu ihnen in Worten innigster Liebe. Als ich so saß und zuhörte, wie er wohl eine Stunde lang, der Vergangenheit gedenkend, Gottes Güte pries, die sie aus Heiden zu gesegneten Christen gemacht hatte, da trat das Bild des greisen Josua vor meine Augen, der die Alten seines Volkes zu Sichem versammelte und ihnen seine letzten Wünsche und Befehle kund that. Auf den Wunsch des theuren, alten Mannes reichte ich der ganzen Versammlung und einigen Gliedern seiner Familie das heilige Abendmahl. Es war eine schöne, ernste Feier. Er, dessen Gedächtnismahl wir feierten, war uns im Geiste innig nahe.

Dann verbrachten wir noch etwa eine Stunde mit Gebet und mit dem Singen seiner Lieblingslieder. Er nahm an allem eifrig Anteil und sagte später: „Der Himmel schien mir heute ganz besonders nahe.“ Ich drückte seine Hand, sagte ihm „Lebewohl“ und ging heim. Mit Ausnahme einer leichten Müdigkeit sah ich keine Veränderung an ihm. Seine Stimme war gerade so frisch, sein Blick so klar, sein Händedruck so kräftig wie je, und ich sah keinen Grund, warum er nicht noch eine Weile leben könne.

Ungefähr eine Stunde später, als ich gerade mit meiner Frau darüber sprach und ihr von den köstlichen Stunden berichtete, die ich mit unserem teuren Freunde hatte verleben dürfen, stürzte plötzlich ein Indianer mit dem Ruf in unsere Stube: „Kommt schnell; Großvater ist gestorben!“ Ich folgte ihm sofort und fand, daß unser lieber, alter Freund in der That entschlafen war.

Die anderen erzählten mir, er habe nach meinem Fortgehen noch Worte der Liebe und weise Ratschläge zu ihnen geredet und sich dann, wie es seine Gewohnheit war, auf sein Bett gelegt und in seine Decke gehüllt, um zu ruhen. Da sie wußten, daß er sehr müde sein müsse, so verhielten sie sich ganz still, um ihn nicht zu stören. Da hörten sie seinen Atem nicht mehr, rührten ihn an und fanden, daß er in den tiefen Schlaf gefallen war, dem hier auf Erden kein Erwachen folgt. Er war nicht mehr, denn Gott nahm ihn zu sich.

Es war überwältigend. Wir konnten es kaum glauben, daß der Tod wirklich in unserer Mitte sei. Der Verstorbene hatte an keiner Krankheit gelitten, über keine Schmerzen geklagt. Sein Geist war bis zuletzt klar gewesen. Er hatte sein Werk schlicht und treu gethan, und nun legte er sein Haupt vertrauensvoll wie ein kleines Kind an die Brust des Vaters.

Mit Freude trugen wir inmitten tiefen Schmerzes die Hülle des Wilhelm Papanekis auf unseren kleinen Friedhof zur Ruhe. Wir entbehrten den treuen Freund oft schmerzlich, denn seine Gegenwart war wie Sonnenschein und sein Gebet ein großer Segen für uns alle gewesen.

---


meiner  
Stunden  
verleben  
Ruf in  
orben!"  
, alter

n Fort-  
t ihnen  
ar, auf  
ruhen.  
rhielten  
rten sie  
en, daß  
Erden  
t nahm

lauben,  
storbene  
hmerzen  
n. Er  
legte er  
e Brust

ztes die  
riedhof  
herzlich,  
n Gebet

## 10. Kapitel.

 ohne Frage war Missionar Jakob Evans der bedeutendste unserer Missionare unter den Indianern, wie auch seine Arbeit von dem größten Erfolg begleitet war.

In rastlosem Eifer, in heldenhaften Anstrengungen, in feinem Herzenstakt, der ihn in schwierigen Lagen nie im Stiche ließ, in Frische und Lebendigkeit des Geistes, die ihn nie in Entmutigung sinken ließen, im Glauben, der nimmer schwankte, in Begeisterung für die Ausbreitung unseres teuren Christenglaubens steht Jakob Evans unter uns unerreicht da.

Wenn eine ausführliche Schilderung seiner weiten Reisen im wilden Nordwesten Kanadas geschrieben würde, könnte sie sich an spannendem, merkwürdigen Inhalt mit dem Besten messen, was die Missions-Litteratur auf diesem Gebiete besitzt. Es besteht heute kaum eine Missionsstation von größerer Bedeutung unter den Indianern dieser Striche, sie möge nun von der Kirche von England, der Römisch-Katholischen oder der Methodistischen Kirche bedient sein, die nicht von Jakob Evans zuerst in Angriff genommen ist. Und der Grund, weshalb sie jetzt nicht alle von der Methodistischen Kirche besetzt sind, ist einzig der, daß die trüg gewordene Kirche seinen eindringlichen Bitten und Auf-rufen, Männer hinauszusenden und die Gebiete zu besetzen, die er eröffnet hatte, keine Folge leistete.

Vom Nord-Ufer des Oberen Sees bis hin zu den unbekannten Länderstrecken, die hinter den Wasserflächen des Athabaska- und des Sklaven-Sees liegen, wo das Nordlicht sein geisterhaftes Spiel treibt; von den wundervollen Prärien an dem Boaz- und Saskatschewan-Strom bis zu den unfruchtbaren Ufern der Hudson-Bai, von den lieblichen Gefilden, die der Mota- und der Assinaboina-Fluß durchströmen, bis an den Fuß der Felsengebirge kann man noch bleibende Spuren seiner Thätigkeit sehen.

An manchem Lagerfeuer und in manch einsamem Wigwam trifft man noch alte Indianer, deren Augen leuchten und deren Zunge beredt wird, wenn sie von dem Manne reden, dessen Andenken unter ihnen fortlebt, und von den Bekehrten, die er aus dem erniedrigenden Heidentum in das Licht des Evangeliums geführt, sind noch eine ganze Anzahl am Leben. Wie manche beschwerliche Stunde ist mir verflucht und im Fluge vergangen, wenn ich zuhörte, wie Papanekis der Ältere oder Heinrich Budd oder ein anderer alter Indianer-Führer, Schlittenlenker oder Bootsmann, seine Erinnerungen an „Nistum. Ayumeautemu“ d. h. „den ersten Missionar“ erzählte, wenn er berichtete von den anstrengenden Reisen voll wunderbarer Abenteuer, den mancherlei Gefahren und herrlichen Errettungen, auch von manchen erschütternden Ereignissen, die sie in Gemeinschaft dieses Mannes Gottes durchlebt hatten.

Die Schlittenlenker erzählten gern von Evans' Zug von wolfsähnlichen Hunden, mit denen er Jahre hindurch seine Reisen machte. Mit Begeisterung pflegten sie von der wunderbaren Schnelligkeit und Ausdauer dieser Tiere, von ihrer Schlauheit und Bosheit zu erzählen. Sie berichteten gern, wie in besonders kalten Nächten bei 50—60° unter Null diese sonst so bösen Tiere in das Lager hineinliefen, sich dort auf den Rücken legten und alle vier Füße



in die Luft streckend, ohne Worte, aber höchst berebt darum baten, daß jemand sich ihrer erbarmen und ihnen die warmen, wollenen Hundesocken überziehen möge.

Seine Reisen im Rahne dauerten oft mehrere Wochen und erstreckten sich über Tausende von Kilometern. Kein Strom schien zu reißend, kein See zu stürmisch, um ihn in seinem unermüdblichen Eifer abzuhalten, die Indianer in ihrer Wildnis aufzusuchen und ihnen die Segnungen des Evangeliums zu bringen. Beständig auf Verbesserungen bedacht, die ihm zu schnellerem Fortkommen verhelfen könnten, baute Evans einen Rahne aus Blech. Diesen Rahne nannten die Indianer „die Insel des Lichts“, weil er die Sonnenstrahlen zurückwarf, wenn er, von den kräftigen Ruder schlägen seiner wohlgeschulten Bootsleute vorwärts getrieben, über die Wasseroberfläche dahinglitt. In diesem neuerfindenen Fahrzeug führten sie stets Lötzinn und LötKolben mit sich, und, sobald sie das Unglück hatten, auf einen Fels zu stoßen, fuhren sie ans Land und besserten den Schaden aus.

Evans war früher jahrelang Prediger und Missionar im Dienst der Kanadischen Methodisten-Kirche. Mit dem Missionar Wilhelm Galt zusammen war er unter den Indianern der Provinz Ontario erfolgreich thätig gewesen. Als die Wesleyanische Kirche in England den Beschluß gefaßt hatte, sich der vernachlässigten Stämme im Gebiete der Hudson-Bai-Gesellschaft anzunehmen, war Jakob Evans der Mann, welcher an die Spitze der opferfreudigen, kleinen Schar von Missionaren gestellt wurde. Um seinen Hausrat nach Norway-Haus zu schaffen, das zur ersten Missionsstation ausersehen war, mußte derselbe von Toronto zuerst nach England verschifft werden, dort wurde er wieder auf ein Schiff umgeladen, das nach der York-Faktorei an der Hudson-Bai ging. Von diesem Ort mußten die Sachen nach Norway-Haus, 800 Kilometer weit, in Booten ge-

schafft werden. Siebzigmal mußten sie auf diesem Wege aus den Booten herausgenommen und getragen werden, um Wasserfälle und Stromschnellen zu umgehen, und dann erst langten sie am Ort ihrer Bestimmung an.

Evans selbst machte die Reise von Toronto an zu Boot. Die Strecke von Donnerbei im Oberen See bis Norway-Haus wurde im Rahne aus Birkenrinde zurückgelegt. Hunderte von Indianern lauschten seinen feurigen Worten, und er und seine Genossen Barnley und Runder haben viel Gutes gewirkt.

Das große Lebenswerk Evans', mit welchem sein Name für immer verbunden bleibt, ist die Erfindung und Verbesserung dessen, was jetzt allgemein als die Silbenschrift der Kri-Sprache bekannt ist. Was ihn zuerst auf diese Erfindung brachte, war die Schwierigkeit, die er und seine Freunde hatten, den Indianern das Lesen auf dem gewöhnlichen Wege beizubringen. Sie sind Jäger und daher beständig unterwegs, den Tieren folgend, denen sie nachstellen. Heute haben sie ihr Zelt aufgeschlagen, wo sie auf guten Fischfang rechnen können, morgen sind sie vielleicht im tiefen Walde, wo das Renntier lebt, oder am Ufer eines Flusses, wo der Biber seine kunstvollen Dämme und merkwürdigen Baue ausführt.

Evans' beständiger Gedanke war nun: „Was könnte ich erfinden, damit diese wandernden Leute das Lesen leichter erlernen?“

Das Prinzip der Zeichen, welche er erfand, folgt dem Laute. Es giebt keine stummen Buchstaben. Jedes Zeichen bedeutet eine Silbe, daher ist kein Buchstabieren nötig. Sobald jemand das Alphabet und ein paar Nebenzeichen inne hat, welche die Konsonanten und die Hauchlaute bezeichnen oder die Aussprache verändern, kann er

Wege  
werden,  
dann

an zu  
ee bis  
zurück-  
urigen  
Kundee

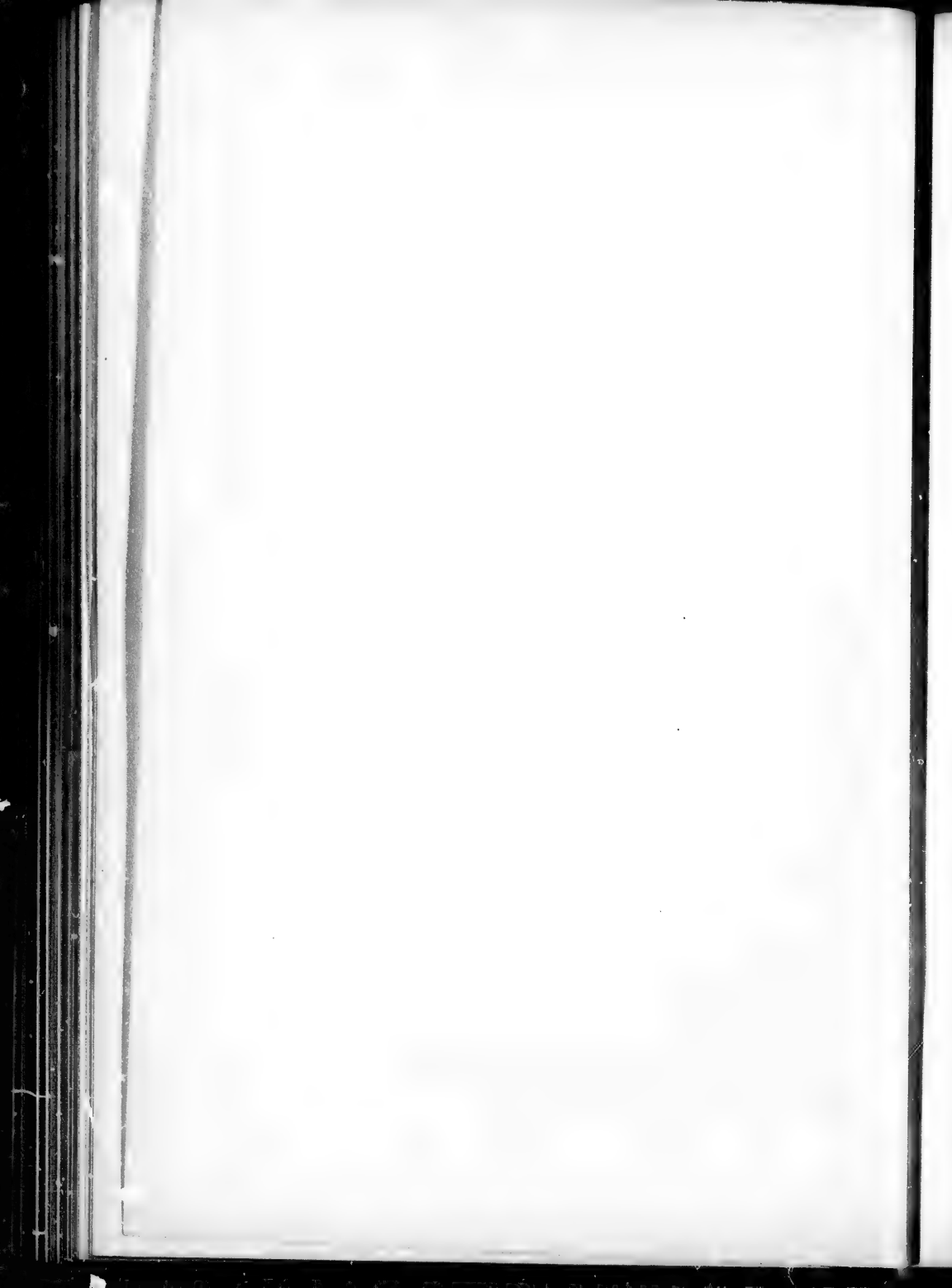
Name  
Ver-  
ist der  
Erfin-  
seine  
wöhn-  
er be-  
stellen.  
guten  
ht im  
eines  
merk-

Könnte  
leichter

folgt  
Jedes  
bieren  
Neben-  
Pauch-  
nn er

"Siebzigmal müßten sie Wasserfälle und Stromschnellen umgehen."





sofort am ersten Kapitel der Bibel anfangen und weiterlesen. Anfangs geht es natürlich langsam, aber schon nach wenigen Tagen liest er mit überraschender Leichtigkeit und Richtigkeit.

Evans hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, um seine Erfindung zu verbessern und in praktischen Gebrauch zu bringen, selbst nachdem sie vollständig klar und deutlich vor seinem eigenen Geiste stand. Er war Hunderte von Meilen von der civilisierten Welt entfernt, und es fehlten ihm alle Mittel, um seine Erfindung zu verwerten. Doch für ihn gab es das Wort „unmöglich“ nicht. Er verschaffte sich die Bleiplatten von den Theekisten der Händler, die man ihm gern überließ. Diese schmolz er ein und goß daraus kleine Bleistäbe, aus denen er sodann seine ersten Lettern für die Schriftzeichen schnitt. Die Druckschwärze fertigte er aus dem Ruß der Schornsteine an, und sein erstes Papier war weiße Birkenrinde. Nach mannigfachen Mühen und der Anwendung großen Scharfsinns stellte er sich so eine kleine Druckerpresse her, und dann begann die Arbeit.

Das Erstaunen und Entzücken der Indianer war groß. Daß die Birkenrinde „sprechen“ könne, war ihnen höchst merkwürdig. Zuerst wurden Teile der Evangelien und einige der schönen Lieder gedruckt. Die Kunde von dieser Erfindung gelangte zu der Missionsgemeinde daheim, und es wurde ihm reichliche Hilfe gesandt. Ein großer Vorrat von Lettern wurde in London gegossen und samt einer guten Druckerpresse mit allem Zubehör und reichlichem Vorrat von Papier hinausgeschickt. Jahre hindurch ist dann eine große Anzahl von Bibelteilen unter die wandernden Stämme der Indianer verteilt worden und unberechenbarer Segen damit gestiftet. In späteren Jahren hat die Britische und Ausländische Bibel-Gesellschaft die Sorge für diese Arbeit übernommen, und dank ihrer Groß-

mut ist jetzt unter den Indianern das Wort Gottes reichlich verbreitet und Tausende können seine seligmachende Wahrheit lesen.

Alle Kirchen, welche in diesem Lande Mission treiben, haben sich die Erfindung Jakob Evans' mehr oder weniger zu nuzze gemacht. Um sie für Stämme, die eine andere Sprache sprechen, brauchbar zu machen, hat man einige Zeichen verändert und andere für Laute hinzugesetzt, die in der Kri-Sprache nicht vorkommen. Selbst in Grönland wird die Silbenschrift von den Missionaren der Brüdergemeinde unter den Eskimos mit großem Erfolg benutzt.

Es war Evans ein ernstes Anliegen, den Neubefehrten von vornherein ihre Pflichten und die Verantwortung klar zu machen, die das neue Leben, in welches sie eintraten, ihnen auferlegte. Er war ein unerschrockener Mann und stellte ihnen den Rathschluß Gottes und seine Gebote aufs ernsteste vor die Augen. Da er wußte, welch verderblichen, ja zerstörenden Einfluß das „Feuerwasser“ auf die indianische Rasse ausübt, waren die von ihm begründeten Gemeinden alle zugleich auch vollständige Enthalttsamkeits-Bereine, und er gab dabei, wie jeder gute Missionar es thun soll, den Leuten durch sein eigenes Leben ein gutes Beispiel. Ebenso stellte er sich, was die Heilighaltung des Sonntags anbelangt, voll und ganz auf den Grund der Schrift und predigte die unbedingte Notwendigkeit des einen Ruhetags unter den sieben Tagen. In späteren Jahren konnten wir die segensreichen Folgen sehen, die sein und seiner Nachfolger treues Durchführen dieses heiligen Gebotes für die indianischen Christen gehabt hat.

Dieser edle Mann ist durch zahlreiche und schwere Prüfungen gegangen, und manche Anfeindungen, die er zu erdulden hatte, erscheinen uns geradezu unverständlich. Wegen seiner strengen Wahrhaftigkeit und seines furchtlosen und

gewissenhaften Einprägens der göttlichen Gebote wurden einige hochgestellte Persönlichkeiten, die ihm anfangs gewogen schienen, seine erbittertsten Feinde.

Die Anfeindung begann, als Evans den bekehrten Indianern das dritte Gebot einprägte. Auf sein Verlangen ruhten sie am siebenten Tage auch in den Zeiten des Jahres, wo die Flüsse und Seen offen und sie zur Jagd und zum Fischfang ausgezogen oder auf der Wanderung waren. Kurzsichtige Beamte widersetzten sich seiner Lehre in Unkenntnis der Thatsache, die so oft durch die Erfahrung bewiesen ist, daß diejenigen, welche den einen Tag von sieben geruht haben, in den sechs anderen mehr Arbeit leisten können als die anderen, und da sie ihn nicht zum Schweigen bringen konnten, verfolgten sie den Missionar in einer Weise, die in der Hölle mit Jubel begrüßt worden sein muß. Ich will nicht auf die Einzelheiten eingehen. Die Hauptpersonen in dieser traurigen Sache stehen vor dem Richter droben. Er, der es für eine Zeit lang zuließ, daß der Name dieses treuen Dieners mit Schmach bedeckt wurde, hat alles das wieder vertrieben wie den Nebel; und wie das Silber und Gold aus dem Feuer bewährt und geläutert hervorgeht, so ist es auch mit diesem Diener Gottes hier der Fall gewesen.

Diese Verfolgungen und selbst die bitteren Angriffe auf seinen guten Ruf waren nicht imstande, ihn von der allerhingebendsten Thätigkeit in seinem segensreichen Beruf abzuhalten. Wie einst ein Apostel Paulus oder wie im Beginn dieses Jahrhunderts ein Coke oder Asbury war Jakob Evans beständig auf Missionsreisen. Wenn wir sagen, daß er alljährlich mehrere tausend Kilometer zurücklegte, so muß man sich vergegenwärtigen, daß diese weiten Entfernungen nicht mit der Eisenbahn oder Postkutsche, auch nicht einmal zu Pferde oder im Segelschiff zurückgelegt wurden, sondern

im offenen Rahne und im Hundeschlitten. Was das aber an Mühsalen und Anstrengungen zu bedeuten hat, wird die Mehrzahl unserer Leser zum Glück niemals aus Erfahrung wissen. Einige von uns kennen es aus Erfahrung, und diese Gemeinschaft der Leiden bindet unsere Herzen in warmer Liebe an sein Andenken.

Der Raum gestattet es mir nur, noch einiges über das traurigste Ereignis seines Lebens mitzuteilen, das zufällige Erschießen seines Dolmetschers Joseph Haxelton und die Folgen, welche es für ihn hatte.

Es wurde Evans eines Tages Mitteilung gemacht, daß die heidnischen Priester im Gebiet von Athabaska und am Mackenzie-Strom sich zusammenzufahren beabsichtigten, um einige vielversprechende Indianerstämme, die er besucht und sehr bereit gefunden hatte, das Evangelium anzunehmen, wieder von demselben abzubringen. Voll Besorgnis beschloß er, so schnell als möglich im leichten Rahne sich selbst zu seinen lieben Neubefehrten zu begeben, um sie im rechten Glauben zu befestigen, und früher an Ort und Stelle zu sein als die Priester. Diese reisten auf dem gewöhnlichen Wege den Saskatschewan hinauf, dann wollten sie ein Hochplateau überschreiten und auf der anderen Seite ihren Weg auf den Flüssen fortsetzen, die dem Polarmeer zufließen.

Evans beschloß den sog. „hinteren Weg“ einzuschlagen d. h. zum Teil den Nelson-Strom hinunter sich westwärts zu wenden und über eine fast unzählbare Menge von Seen, Strömen und Übersetzstellen, vor den anderen das Ziel zu erreichen; allerdings erforderte diese lange Reise mehrere Wochen größter Anstrengung. Er machte sich in Begleitung seines geliebten Gehilfen Joseph Haxelton auf den Weg. Dieser war einer der bedeutendsten Indianer seiner Zeit, ein Mann, der bei nahe alle Sprachen reden konnte, die von den verschiedenen Indianerstämmen gesprochen wurden; dabei



war er ein treuer Christ voll Eifer und Begeisterung für seinen Beruf. Außer diesem hatte er noch einen Indianer als Reisegefährten bei sich. Mehrere Tage hindurch kamen sie gut vorwärts und freuten sich über die Aussicht, daß ihr Vorhaben gelingen werde.

Eines Morgens sehr frühe, als sie den Nelson-Strom hinab ruderten, sagte Hasselton, der Dolmetscher, welcher vorn im Boote saß: „Ich sehe einige Enten dort im Schilf am Ufer. Gebt mir die Büchse her.“ In diesen kleinen Rähnen werden die Gewehre meist hinten mit dem Lauf nach rückwärts verwahrt, um Unglücksfälle zu verhüten. Der Mann, welcher hinten im Boot saß, ergriff rasch die Flinte, spannte aber thörichterweise den Hahn. Mit dem Lauf nach vorn reichte er die Flinte Evans, welcher seinen Kopf nicht umwandte, weil er ebenfalls voll Spannung ausschaute, ob er die Enten sehen könne. Als Evans das Gewehr faßte, welches ihm gereicht wurde, ließ er unglücklicherweise den Hahn, welcher keinen Sicherheitschutz hatte, gegen den Rand des Rahnes schlagen. Sofort entlud sich das Gewehr, und die ganze Ladung traf den Kopf des armen Mannes an der Spitze des Bootes. Er richtete sein brechendes Auge auf Evans und brach dann als Leiche zusammen. Es war ein entsetzliches Unglück und doppelt schmerzlich durch die Umstände, unter denen es geschah.

Die beiden Überlebenden befanden sich hier ungefähr 300 Kilometer von jeder menschlichen Wohnung entfernt. Sie konnten die Leiche nicht zurückbringen. Tagelang wären sie keinem Menschen begegnet, dem sie ihre erschütternde Geschichte erzählen konnten. Sie ruderten ans Land, und nachdem der erste furchtbare Ansturm des Schmerzes bekämpft war, mußten sie, so gut sie konnten, hier in der Wildnis ein Grab graben und ihren Toten hinein betten.

Sie wandten ihr Angesicht wieder heimwärts, und diese Reise war unbeschreiblich traurig. Groß war die Betrübniß im Dorf, als sie mit der Trauerkunde heimkehrten, aber noch größer wurde der Schmerz, als man erfuhr, was Evans beschlossen hatte zu thun. Sein Dolmetscher war im Dorf der einzige Christ unter all seinen Angehörigen gewesen. Alle anderen waren wilde Heiden, von denen nichts Gutes zu sagen war. „Ein Leben für ein Leben“ war ihr Wahlspruch, und sie hatten in der Befriedigung ihrer Rachegelüste viele grausame und blutige Thaten verübt. Sie lebten mehrere hundert Kilometer entfernt; Evans hatte beschlossen, sich zu ihnen zu begeben, ihnen zu sagen, was er gethan hatte, und alle Folgen zu tragen. Viele Freunde, welche wußten, wie rasch der Indianer sich bei der Nachricht vom Tode eines Angehörigen zu blutiger Rache hinreißen läßt, beschworen ihn, nicht selbst hinzugehen, sondern einen Vermittler zu senden. Für solche Vorstellungen blieb er taub, und nachdem er seinen letzten Willen aufgesetzt und alle Anordnungen für die Fortführung seiner Arbeit getroffen hatte für den Fall, daß er nicht wiederkehrte, nahm er von seiner trauernden Familie, die keine Hoffnung hatte, ihn je wiederzusehen, Abschied und trat diese eigenthümliche und gefährvolle Reise an.

Als er das ferne Dorf erreicht hatte, trat er in das Zelt der Eltern eines Dolmetschers und sagte ihnen, sein Herz sei gebrochen, ihr Sohn sei tot, er habe ihn erschossen. Während er das traurige Ereignis schilderte, flogen zornige Worte hin und her, und die Tomahawks und Büchsen wurden drohend geschwungen. Er fühlte sich so unaussprechlich unglücklich, daß ihm wenig daran lag, ob sie ihn töteten oder leben ließen, und so setzte er sich mitten unter ihnen auf den Boden nieder und erwartete ihre Entscheidung. Einige der Heißblütigsten waren dafür, ihn sofort zu töten; aber beson-

nenere Stimmen gewannen die Oberhand, und so wurde beschloffen, daß er an die Stelle des von ihm getödeten einzigen Sohnes von den Eltern an Kindes Statt angenommen werden und ihnen den Sohn nach Möglichkeit ersetzen solle. Joseph war seinen Eltern viel gewesen. Daß er ein Christ geworden, hatte ihn liebevoll und freundlich gegen sie gemacht, und alles, was er sich von dem Gehalte ersparen konnte, hatte er seinen Eltern treulich geschickt. Die Ceremonie der Annahme an Sohnes Statt dauerte mehrere Tage. Evans nahm als seinen indianischen Namen den seiner Pflegeeltern an, und er ist ihnen in der That ein treuer Sohn geworden.

Als er sie verließ, um auf seine Missionsstation zurückzukehren, küßten sie ihn und erzeugten ihm so viel Liebe, als diese Leute überhaupt zu zeigen imstande sind. Ihr Pflege Sohn sandte ihnen häufig Geschenke und sorgte bis an ihr Lebensende aufs beste für sie.

Aber wenn auch die äußeren Folgen dieses unglücklichen Ereignisses sich auf diese Weise günstig gestaltet hatten, blieb doch die Erinnerung daran unauslöschlich in Evans' Gemüt gegraben, er ward nie wieder der Alte, der er vordem gewesen. Doch ließ er sich dadurch nicht abhalten, sein Werk aufs eifrigste zu treiben. Ja, es schien sogar, als versuche er seinen steten Schmerz in unaufhörlicher Arbeit und in Mühsalen zu begraben, die so mannigfach waren, daß auch unter den Indianern, die beständig auf Reisen sind, nur sehr wenige darin mit ihm wetteifern konnten.

Um sich neue Hilfe für die Ausbreitung seiner Arbeit zu verschaffen und in weiteren Kreisen eine lebendige Teilnahme für das Wohl der Indianer in Britisch Nordamerika zu wecken, unternahm Evans eine Reise nach England, wo er Vorträge über sein Arbeitsfeld und dessen Bedürfnisse hielt. Die Berichte von seinen wunderbaren

Erlebnissen und mannigfaltigen Erfahrungen in diesem bisher so wenig bekannten Lande brachten einen tiefen Eindruck hervor, und große Scharen von Zuhörern drängten sich zu seinen Vorträgen und forderten ihn auf, immer eingehender von seinen merkwürdigen Kahn- und Schlittenreisen und von dem sehnennden Verlangen der Indianer nach der Heilsbotschaft zu berichten.

Am 23. November 1846 war er von einem solchen Vortrag in das Haus eines Freundes heimgekehrt, dessen Gast er war. Seine Frau, die in jeder Hinsicht seine treue Mitarbeiterin und Gehilfin war, begleitete ihn. Während sie über verschiedene Gegenstände plauderten, wandte sich Frau Evans zu ihrem Manne, der behaglich in einem Lehnstuhl saß und sagte: „Lieber Mann, ich habe eine merkwürdige Vorahnung gehabt, daß wir Norway-Haus und unsere lieben, treuen Indianer nie wieder sehen werden.“ Er wandte sich zu ihr und sagte mit einem Ausdruck, der an seine frühe Begeisterung aus früheren Jahren erinnerte: „Warum sollte ein solcher Gedanke dich beunruhigen, meine Liebe? Der Himmel ist von England gerade so nah wie von Amerika.“

Die beiden Frauen zogen sich zur Nachtruhe zurück und ließen Evans und den Hausherrn plaudernd im Wohnzimmer zurück. Bald darauf sagte der Hausherr etwas und erhielt darauf von Evans keine Antwort. Er sah genauer nach ihm hin; im ersten Augenblick dachte er, sein Gast sei eingeschlafen, aber nur für einen Augenblick. Er sprang auf, eilte zu ihm hin und fand, daß der unsterbliche Geist so sanft und leicht aus der irdischen Hülle entflohen war, daß man auch nicht den leisesten Seufzer oder Schmerzenslaut vernommen hatte. Der edle Indianer-Missionar war tot, der beredte Mund für immer verstummt. Hunderte von Indianern schauten sehnennden Herzens nach seiner Rückkehr

aus, aber sie warteten vergebens. Von den Engeln Gottes war seine Seele hinausgetragen zu der unzähligen Menge seliger Geister, die den Thron Gottes umstehen, die rein gewaschen sind im Blute des Lammes, in deren selige Gemeinschaft auch so viele von den Indianern aufgenommen sind, die durch sein Zeugenamt dem Herrn gewonnen wurden und ihren Christenlauf in fröhlichem Glauben vollendet haben, die ihrem Lehrer vorangegangen sind und ihn dort in dem himmlischen Vaterhaus begrüßt haben werden.

---

## 11. Kapitel.

**E**s gab wohl manchmal in unserem Leben da draußen schwere, dunkle Stunden, die unseren Glauben auf harte Proben stellten, aber dennoch machten wir viele köstliche Erfahrungen, die uns ermutigten, in unserer Arbeit unter den Ari-Indianern fortzufahren.

Eine dieser Erfahrungen, die wir machen durften, bewies uns, daß nichts, was man für den Herrn thut, vergeblich und umsonst gethan ist.

Eines Tages im Juni saß ich in Norway-Haus in meine Arbeit vertieft in meiner Stube, da wurde ich plötzlich durch lautes Häuspern aufgeschreckt. Schnell sprang ich auf, sah mich um und erblickte einen großen, kräftigen Indianer. Er war in jener leisen, tagenähnlichen Art in mein Zimmer getreten, die den meisten Indianern eigen ist. Die Mokassins an ihren Füßen verursachen kein Geräusch, und so können sie sogar in Scharen ein Haus betreten, ohne daß man es hört. Da sie eine entschiedene Abneigung gegen das Klopfen haben, so kommen sie gewöhnlich so leise wie möglich ohne jegliche Ankündigung einfach ins Zimmer, und so hatte es dieser Indianer auch gemacht.

Mein erster Blick sagte mir, daß ich den Mann noch nie gesehen hatte, obgleich ich bereits mit einigen hundert Indianern bekannt geworden war. Ich schüttelte seine Hand und sagte einige Begrüßungsworte, auf die er nicht viel zu achten schien.

Dann bat ich ihn, sich zu setzen, aber, anstatt meiner Aufforderung zu folgen, kam er ganz dicht an mich heran und sagte mit großem Ernst: „Missionar, wollt Ihr mir helfen, ein Christ zu werden?“

Überrascht und erfreut über diese plötzliche Frage, sagte ich: „Gewiß will ich das thun, das ist ja mein Amt und meine Pflicht hier.“ — „Wollt Ihr auch meiner Frau und meinen Kindern helfen, Christen zu werden?“ fügte er mit gleichem Ernst hinzu.

„Natürlich“, antwortete ich, „gerade zu solcher Arbeit sind meine Frau und ich aus unserer Heimat in dieses ferne Land gekommen.“

Natürlich interessierte mich jetzt dieser stattliche Indianer, ich fragte ihn deshalb, woher er komme, und was er sei.

Er setzte sich und erzählte mir folgende Geschichte. Ich wünschte, ich könnte sie so ergreifend und lebendig wiedergeben, wie ich sie von seinen Lippen vernahm. Er konnte nicht lange ruhig sitzen, sondern ging in tiefer Erregung hin und her. Er sagte:

„Vor vielen Jahren, als ich noch ein kleiner Knabe war, bekümmerte sich Herr Evans, der erste Missionar, sehr freundlich um mich. Ich war eine arme Waise. Als mein Vater und meine Mutter gestorben waren, hatte ich niemand, der nach mir sah, so nahm mich der gute Missionar ganz in sein Haus und sorgte für mich. Ich hatte wohl noch einige Verwandte, aber sie waren Heiden und hatten deshalb keine Liebe für ein Waisenkind. Herr Evans gab mir Kleider und Nahrung und ein Heim. Er lehrte mich die neuen Buchstaben lesen, die er für unser Volk erfunden hatte, und erzählte mir viel von dem großen Geist und von seinem Sohne Jesus. Er lehrte mich und andere Kinder zu Gott beten und sprach oft zu uns von ihm und von seiner Liebe und Güte. Er behielt mich zwei

oder drei Jahre bei sich, und ich hatte es sehr gut in einem solchen Hause und bei solch einem Freunde; hätte ich es nur erkannt!

Eines Sommers kam mit anderen Indianern, die der Hudson-Bai-Gesellschaft Felle verkaufen wollten, auch eine Familie, die sehr weit weg wohnte. Sie schienen mich gern zu haben und sprachen oft mit mir. Sie sagten, sie hätten keinen Knaben in ihrem Wigwam, und erzählten mir allerlei dummes Zeug, sagten, ich würde viel glücklicher bei ihnen als bei dem weißen Mann sein, dem ich gehorchen mußte. Ich war thöricht genug, ihnen zu glauben, und in einer Nacht, als sie alles vorbereitet hatten, schlich ich leise aus dem Hause und ging mit ihnen davon. Wir ruderten sehr schnell und beinahe die ganze Nacht hindurch; denn wir fühlten, daß wir unrecht gethan hatten und fürchteten, man möchte uns verfolgen.

Nach einer Reise von vielen Tagen erreichten wir ihre Jagdgründe und Wigwams. Ich fand es nicht so schön, wie sie es mir beschrieben hatten. Oft waren sie sehr grausam gegen mich, und manchmal gab es nichts zu essen. Aber ich wagte nicht fortzulaufen, denn ich hätte doch nur zu bösen, heidnischen Indianern gelangen können, und dann wäre es noch schlimmer mit mir geworden. In der dortigen Gegend waren die Indianer alle sehr schlechte Leute und fürchteten sich vor den Medizinmännern. Sie verehrten nur den bösen Geist. Sie fürchteten ihn und beteten ihn an, damit er ihnen nicht schade. Ich wurde ebenso schlecht wie sie. Ich versuchte zu vergessen, was der gute Missionar mir gesagt hatte. Ich versuchte seine Lehren und seine Gebote aus meinem Gedächtnis zu wischen. Alles, was er mir vom guten Geist und von seinem Sohne erzählt hatte, versuchte ich zu vergessen.



Ich wuchs heran und wurde ein Mann. Ich war ein böser Heide, aber auch ein geschickter Jäger geworden, und einer der andern Männer verkaufte mir seine Tochter zur Frau. Ich bekam eine große Familie. Ich hatte als Kind gesehen, wie viel besser die Christen ihre Frauen behandeln als die Heiden, deshalb war ich gut zu meiner Frau und zu meinen Kindern. Ich bin nie grausam gegen sie, denn ich liebe sie sehr.

Wie Ihr wißt, war vorigen Winter der Schnee sehr tief. Ich war mit meiner Familie in eine Gegend gezogen, wo es viel Wild giebt, und hatte allerlei Vorbereitungen getroffen. Wir stellten Fallen für die Pelztiere. Wir fingen eine Menge kleiner Tiere mit wertvollem Fell, aber nur sehr wenige große, die man auch essen kann. Wir hatten eine schwere Zeit, denn die Nahrung ging uns aus. Ich fand kein Wild, das ich hätte schießen können, und die großen Seen und Flüsse waren zu weit; auch hatten wir keine Fische.

Zulezt dachte ich, wir müßten verhungern. Ich gab mir große Mühe, etwas Eßbares zu finden, aber es gelang mir nie. Manchmal kam ich einem Renntier oder Elentier ganz nahe, dann schoß ich, aber der Schuß ging nicht ab, nur das Pulver brannte auf, und das Geräusch erschreckte die Tiere, so daß sie entflohen waren, ehe ich wieder schießen konnte.

Zulezt ging es uns so schlecht, daß ich ganz mutlos war und sagte: „Ich will es noch einmal versuchen, aber wenn ich jetzt kein Wild schieße, dann erschieße ich mich selbst!“ Damit ergriff ich mein Gewehr und ging in den Wald; meine Frau und die Kinder blieben halbverhungert zurück. Auf meinen Schneeschuhen streifte ich einen ganzen Tag lang vorsichtig umher, sah aber nicht einmal eine Spur. Am Abend bereitete ich mir ein Lager und legte

mich kalt und hungrig nieder. Den nächsten Tag ging es ebenso weiter, und ich erlegte nur ein Kaninchen. Das aß ich am zweiten Abend in meinem Lager im Schnee. Am dritten Tag wanderte ich bis gegen Mittag suchend umher. Zuletzt war ich so schwach und hungrig, daß ich mich auf einen schneebedeckten Baumstumpf setzte und sagte: „Hier will ich sterben. Ich bin so schwach vor Hunger, daß ich nicht weiter kann.“ Ich war ärgerlich und böse und sagte mir, es lohnt sich doch nicht, noch einen Versuch zu machen. Ich lud meine Flinte mit Pulver und zwei Kugeln, spannte den Hahn und wollte die Mündung an meine Schläfe legen, um dann den Hahn mit meiner großen Zehe abzudrücken. Gerade, als ich alles vorbereitete, um mich so zu töten, war es mir, als ob jemand mich rief: „Wilhelm!“ Ich schob das Gewehr erschrocken von mir. Ich blickte mich um, aber ich sah niemand. Da merkte ich, daß die Stimme in mir, in meinem Herzen, war, und als ich ihr zuhörte, da schien sie zu sagen: „Wilhelm, weißt du nicht mehr, was der Missionar dir vor Jahren vom großen Geist gesagt hat? Wie gut und barmherzig er sei, und daß er uns immer annehmen wolle, selbst wenn wir ihn verlassen hätten und dann wiederkämen, wenn uns unser Unrecht nur leid thäte. Weißt du nicht mehr, Wilhelm, daß er sagte, wenn wir in Not seien, so sei der große Geist unser bester Freund, wir sollten nur immer mit unseren Sorgen zu ihm gehen? Du bist in großer Not, Wilhelm. Willst du nun nicht wieder zu ihm kommen?“

Aber ich zitterte, und ich zögerte zu kommen, denn ich schämte mich. Ich dachte an mein ganzes Leben zurück, wie ich von dem guten Missionar weggelaufen war, der mich arme Waise genährt und gekleidet und auf den rechten Weg gewiesen hatte. Dann dachte ich daran, wie ich mich bemüht hatte, alles aus meinem Gedächtnis auszuwischen, was ich

über den großen Geist und seinen Sohn und das gute Buch wußte. Ich hatte den Heiden gesagt, ich wisse nichts vom Glauben des weißen Mannes. Ich war sehr schlecht gewesen und vom rechten Wege weit abgekommen; wie konnte ich wieder zurück? Aber die Stimme sagte immer wieder: „Komm zurück!“

Da saß ich denn und zitterte und meinte, ich sei zu schlecht, um zurück zu kommen. Aber ich bekam immer wieder die Antwort: „Es ist noch schlechter, nicht zurück zu kommen, wenn das, was der Missionar sagte, wahr ist!“ Während ich noch zögerte und nicht wußte, was ich thun sollte, schien es mir, als höre ich meine Frau und unsere Kinder im fernen Wigwam nach Nahrung schreien. Da entschloß ich mich. Ich kniete nieder im Schnee und fing an zu beten. Ich weiß kaum, was ich sagte, ich weiß nur, daß ich den großen Geist bat, dem armen Indianer zu vergeben, der ihn verlassen hatte, der so böse gewesen war und versucht hatte, ihn ganz zu vergessen. Ich sagte ihm, es thäte mir leid, ich wolle besser werden, und ich versprach ihm, ich wolle zum Missionar gehen, sobald Schnee und Eis verschwunden seien, und ihn bitten, mir dazu zu helfen, ein Christ zu werden, wenn er, der große Geist, mir vergeben und mir jetzt in meiner Not helfen wolle, indem er mir Speise für mein Weib und meine Kinder gäbe.

Während ich betete, wurde es mir leichter zu Mute, mir war, als sei die Hilfe nah. Ich erhob mich von den Knien, und das Gebet hatte mich gestärkt wie Speise. Ich vergaß Hunger und Kälte. Frohen Herzens griff ich zur Flinte und war noch nicht weit gegangen, da erblickte ich ein großes Renntier. Ich schoß und traf. Ich war sehr froh. Schnell zog ich das Fell ab, machte ein Feuer und kochte etwas Fleisch. Dann bog ich einen kleinen Baum zur Erde nieder, befestigte einen Teil des Fleisches in

seiner Krone und ließ den Baum sich wieder aufrichten, da war das Fleisch vor den wilden Tieren sicher. Dann nahm ich das übrige Fleisch und eilte damit zu Weib und Kindern zurück. Bald holte ich auch den übrigen Teil des Fleisches und fand ihn unverfehrt.

Von der Zeit an hatten wir immer genug. Ich habe viel und mit Erfolg gejagt. Nie wieder sind wir hungrig gewesen. Der große Geist hat uns alles gegeben, wie der Missionar gesagt hatte. Er hat sich um uns bekümmert und uns nie darben lassen. Ich habe mein Versprechen, das ich dem großen Geiste gab, als ich damals im Walde im Schnee kniete, nicht vergessen. Der Schnee ist geschmolzen, und die Ströme und Seen sind ohne Eis. Ich bin mit Frau und Kindern im Rahne hergekommen, um Euch zu bitten, daß Ihr uns helft, Christen zu werden."

Wir freuten uns sehr, von dieser schönen Erfahrung, die ihn zu Gott geführt hatte, zu hören. Seine Frau und Kinder hatten während der ganzen Unterhaltung geduldig draußen im Rahne gegessen und gewartet; natürlich holten wir sie nun schnell ins Missionshaus.

Meine Frau und noch einige andere waren durch Wilhelms ernste Worte angezogen in meine Stube getreten, hatten den größten Teil der Geschichte mit angehört und waren auch sehr davon ergriffen. Wir hatten selber nicht viel Vorrat, konnten aber doch der ganzen Familie eine gute Mahlzeit bereiten und thaten alles, um ihnen durch Wort und That zu beweisen, daß wir ihre Freunde seien und ihnen zum Christentum verhelfen wollten. Zu unserer Freude erfuhren wir, daß Wilhelm seit jenem denkwürdigen Gebet im Walde seine ganze Familie treulich in den Wahrheiten des Evangeliums unterrichtet hatte, soweit er sich derselben noch erinnerte. Sie hatten seine Worte freudig aufgenommen und waren voll Eifer, noch mehr zu lernen.

Ich rief die Ältesten des Dorfes zusammen und erzählte ihnen die Geschichte dieser Familie und alles, was Wilhelm von seiner Jugend gesagt hatte. Einige der älteren Leute erinnerten sich noch, daß Evans diesen Knaben angenommen hatte; sie hatten auch seine Eltern gut gekannt. Da sie selber glückliche Christen waren und jedem diesen göttlichen Segen wünschten, so war es ihnen eine besondere Freude, von Wilhelms Rückkehr und von seinem Wunsch zu hören. Sofort nahmen sie ihn in ihre Mitte auf und halfen, wo es nötig war. Gottes Gnade hat in den Herzen Wilhelms und der Seinigen viel Gutes und Erfreuliches gewirkt, und sie sind treu und standhaft geblieben. Aus ihrem Hause ist manches Gebet aufgestiegen, und bei den Gottesdiensten fehlten sie nie, wenn sie nicht etwa in sehr weit entfernten Jagdgründen waren. — —

Gottes Geist leitete uns in mannigfaltiger Weise, wenn wir diesen so verschiedenartigen Männern und Frauen ihr Heilsbedürfnis klar zu machen suchten. Davon liefert folgende Begebenheit einen guten Beweis.

### „Wo sind unsere Kinder?“

Am Ufer eines Stromes in unwirtlicher Gegend, etwa 100 Kilometer vom Viber-See entfernt, lebte eine Schar heidnischer Indianer, die entschlossen schienen, ihre Herzen der Predigt des Evangeliums nicht zu öffnen und meine Worte nicht anzuhören. Sie schienen so stumpf und gleichgültig, daß ich dadurch ganz entmutigt war. Um sie zu erreichen, hatten wir von unserer Station aus etwa acht Tage durch ödes, unwirtliches Land reisen müssen, wo wir keiner menschlichen Seele begegnet waren. Meine zwei treuen Bootsleute und ich hatten auf dieser beschwerlichen Reise viel durchgemacht; es fehlte sehr an Wild, wir waren deshalb gezwungen, uns oft hungrig auf den harten Granit-

felsen zum Schläfe niederzulegen. Der Regen hatte uns so durchnäßt, daß unsere Kleider tagelang triefen, und wir sehnten uns nach Sonnenschein, um uns endlich trocknen zu können.

Wir hatten auf dem Wege allerlei merkwürdige Erlebnisse gehabt, und ich hatte wieder einmal Gelegenheit, die Klugheit meiner Indianer zu bewundern; die kleinsten, äußerlichsten Zeichen führten sie zu überraschend richtigen Schlüssen. Manche halten die Indianer für ein wildes, uncivilisiertes Volk, aber in vieler Beziehung sind sie sehr entwickelt und besitzen eine Schnelligkeit der Auffassung, die von keinem Volke der Welt übertroffen wird.

Zur Zeit meiner Abreise von Norway-Haus waren die meisten unserer Indianer auf der Reise nach der York-Faktorei an der Hudson-Bai, um dort ihre Pelze zu verkaufen und andere Waren einzukaufen. Deshalb war es mir unmöglich, Bootleute zu finden, die den Weg zu jenen heidnischen Indianern, die ich gerade besuchen wollte, kannten. Der beste Führer, den ich finden konnte, war nur bis zum Vibersee gelangt. Er war bereit mich zu begleiten und womöglich die heidnischen Indianer zu finden, obgleich er noch nie so weit nördlich gewesen war. Da ich keine Wahl hatte, nahm ich ihn und einen anderen Indianer mit und machte mich auf die Reise.

Nach einigen Tagen großer Anstrengung erreichten wir den Viber-See. Wir hatten viele Wasserfälle und Stromschnellen umgehen müssen, mit vieler Mühe unsere schweren Lasten tragend; manchmal ging's mit den Lasten auf dem Rücken meilenweit durch knietiefe Sümpfe und Moräste.

Am Viber-See übernachteten wir und machten Pläne für die Weiterreise. Wir waren schon 380 Kilometer durch die nordische Wildnis gereist, aber fast 100 Kilometer lagen noch vor uns, ehe wir hoffen konnten, ein menschliches

Wesen zu erblicken, und keiner von uns wußte, welche Richtung wir einschlagen mußten.

Wir schliefen auf dem nackten Felsen am Seeufer, und am andern Morgen in aller Frühe erhoben wir uns und sahen uns nach irgend einem Zeichen um, das uns die Richtung unserer Weiterreise angeben könnte. In unserer Nähe erhoben sich einige hohe Hügel, und wir beschloßen dieselben zu ersteigen, in der Hoffnung, von dort aus den Rauch eines Lagerfeuers oder sonst irgend ein Zeichen von der Nähe von Menschen zu erblicken.

Ich ergriff mein Gewehr und machte mich auf den Weg nach dem Hügel, während meine Indianer eine andere Richtung einschlugen. Der Hügel war etwa 1 Kilometer von unserem Lagerplatz entfernt, und bald war ich an seinem Fuße angelangt und machte mich daran, mir einen Weg durch das dichte Unterholz am Bergabhang zu bahnen. Zu meiner Überraschung stieß ich plötzlich auf einen schönen, klaren Bach, dessen Ufer durch viele große und kleine Hufe zertreten waren, gerade als hätte eine Herde Rühe dort ihren Durst gelöscht. In gedankenloser Zerstreutheit vergaß ich ganz, in welcher öder, unbewohnter Gegend wir uns befanden, und kam zu dem Schluß, diese Rühe und ihre Besitzer müßten ganz in der Nähe sein. Ich eilte ins Lager zurück, rief meine Leute durch Zeichen zurück und erzählte ihnen, was ich gesehen hatte. Ich bemerkte auf ihren Gesichtern einen Ausdruck stiller Belustigung, aber sie waren höfliche Leute und begleiteten mich zu dem Bache, wo ich ihnen mit nicht geringem Stolz meine Entdeckung zeigte und sagte, es müßten gewiß Menschen in der Nähe sein, da sie ihre Rühe hier getränkt hätten. „Das sind aber Elentierspuren“, war die Antwort. Wie thöricht kam ich mir da plötzlich vor.

Wir sahen uns noch etwas in der Gegend um, fanden aber nicht, was wir suchten, und ruderten nun in unserem



Rahne die verschiedenen Flüsse, welche dem malerischen Biber-See entströmen oder in ihn münden, eine Strecke weit hinauf, aber viele Stunden lang blieben unsere Bemühungen ohne Erfolg. Schließlich waren wir bei einem sehr stattlichen Strom angelangt und fuhren ganz dicht an sein sandiges Ufer heran. Plötzlich sprang einer der Indianer auf und betrachtete mit großer Sorgfalt einige kleine Spuren am Ufer. Dann landeten meine Leute.

Sie besahen die Spuren ganz genau und riefen mir zu: „Wir haben es gefunden, Missionar, wir können Euch jetzt schnell zu den Indianern bringen!“

„Was habt Ihr denn entdeckt?“ fragte ich. „Ich sehe nichts Besonderes!“

„Wir sehen es ganz deutlich, wo die Indianer sind, war die Antwort. Ihr habt ihnen sagen lassen, Ihr würdet in diesem Monde zu ihnen kommen. Sie sind zur Jagd in den Wäldern zerstreut gewesen, aber jetzt kommen sie alle an einem bestimmten Platz zusammen. Einer von ihren Rähnen ist gestern diesen Fluß hinauf gefahren, und ihr Hund ist das Ufer entlang gelaufen; da sind seine Spuren.“

Ich betrachtete die Spuren im Sande und sagte: „Das Land ist voll wilder Tiere. Dies können die Spuren eines Wolfes oder sonst eines wilden Tieres sein.“

Die Leute lachten und meinten, der Unterschied zwischen den Spuren eines Hundes und denjenigen eines wilden Tieres sei sehr groß.

In wenig Augenblicken saßen wir wieder im Boot und ruderten kräftig den Strom hinauf. Jene kleinen Spuren im Sande waren das einzige, woran wir uns halten konnten, aber die Indianer waren ganz zuversichtlich. Als wir etwa 30 Kilometer gerudert waren, stießen wir auf ein noch rauchendes Lagerfeuer; dort hatten die Indianer die Nacht vorher geschlafen. Wir kochten auf den Kohlen unser



Mittageßten und ruderten dann immer den Hundespuren nach eilig weiter. Gegen Abend erreichten wir wirklich das Lager der Indianer, gerade wie meine Bootsleute gesagt hatten. Der Willkomm, den man uns zu teil werden ließ, war nicht sehr herzlich. Die Indianer waren traurig und erbittert, denn sie hatten vor kurzem viele der Ihrigen, hauptsächlich Kinder, am Scharlachfieber verloren. Diese böse Krankheit war noch nie früher bei ihnen aufgetreten und war offenbar im vorhergehenden Jahr durch weiße Handelsleute ins Land gebracht worden. Mit Ausnahme einiger alter Beschwörer trat mir niemand öffentlich entgegen, aber die steinerne Gleichgültigkeit der Leute erschwerte mir meine Arbeit des Predigens und Lehrens sehr. Wir thaten unser Möglichstes, denn da wir so weit und mit so viel Mühsalen hergekommen waren, wollten wir doch nicht ganz unverrichteter Sache wieder abziehen, sondern jenen armen Leuten getreulich die frohe Botschaft verkündigen. Den Erfolg überließen wir dem, der uns dorthin geführt hatte.

An einem kalten Regentage hatte eine große Menschenmenge sich im geräumigsten Wigwam versammelt, um zu hören, was ich ihnen über die Wahrheiten des großen Buches zu sagen hätte. Meine zwei treuen christlichen Bootsleute halfen mir, wo sie konnten, mit persönlichem Zeugnis über den Segen, dessen sie durch dieses Buch theilhaftig geworden waren. Aber alles war umsonst. Die Leute saßen da und rauchten in mürrischer Gleichgültigkeit. Wenn man sie nach ihren Wünschen und Ansichten fragte, so war die Antwort stets: „Wir wollen leben und sterben wie unsere Väter.“

Müde und traurig setzte ich mich schließlich nieder und flehte in stillem Gebet Gott um Stärkung und Leitung durch seinen Geist in dieser schweren Stunde an. Die Antwort auf dieses Gebet kam so plötzlich und deutlich, daß

ich, mit Siegesgewißheit und Freude erfüllt, sofort aufsprang. Ich rief ihnen zu: „Ich weiß, wo diejenigen eurer Kinder sind, die nicht mehr unter den Lebenden sind. Ja, ich weiß, wo alle Kinder sind, die der Tod mit kalter Hand von uns gerissen hat; die Kinder der Guten und der Schlechten, der Weißen und der Indianer; ich weiß ganz genau, wo alle Kinder sind!“

Große Erregung bemächtigte sich aller meiner Zuhörer. Einige von ihnen hatten vorher in ihre Decken gewickelt da gelegen, wie regungslose Mumien. Aber kaum hatte ich jene Worte gesprochen, da blickten auch sie auf und nahmen regen Anteil. Da ich sah, daß ihre Aufmerksamkeit endlich geweckt war, fuhr ich fort: „Ja, ich weiß, wo alle Kinder sind. Sie sind fort von euren Lagerfeuern und Wigwams. Ihr Lager ist leer, und ihre kleinen Pfeile und Bogen liegen unbenutzt da. Viele von euch haben traurige Herzen, ihr seht euch nach den Kleinen, deren Stimme ihr nicht mehr hört, die nicht mehr auf euren Ruf herbeispringen. Ich bin so froh, daß der große Geist mich hergesandt hat, um euch zu sagen, daß ihr eure Kinder wiedersehen und mit ihnen für immer glücklich vereint leben könnt. Aber ihr müßt auf seine Worte hören, die in dem guten Buch geschrieben stehn, ihr müßt ihm eure Herzen schenken, ihn lieben und ihm dienen. Es giebt nur einen einzigen Weg in jenes schöne Land, wo Jesus, der Sohn des großen Geistes, ist, und wohin er alle Kinder bringt, die gestorben sind. Und nun habt ihr seine Botschaft gehört und sein Buch gesehn, darum müßt ihr auch diesen Weg gehen, wenn ihr glücklich werden und in das schöne Land kommen wollt.“

Während ich so redete, sprang ein großer, stattlicher Mann am andern Ende des Zeltes auf und eilte auf mich zu. Er schlug sich auf die Brust und sagte: „Missionar,

mein Herz ist ganz leer. Ich bin sehr traurig, denn keines von meinen Kindern ist am Leben geblieben; sehr einsam ist's in meinem Wigwam. Ich sehne mich danach, meine Kinder wiederzusehen und sie in meine Arme zu schließen. Sagt mir, Missionar, was ich thun muß, um dem großen Geist zu gefallen und in das schöne Land zu kommen, wo meine Kinder sind." Er sank mit Thränen in den Augen zu Boden, und manche andere folgten seinem Beispiel, denn auch sie waren kummergebeugt und wollten nun von mir lernen.

Ich griff zu dem Buch der Bücher und las ihnen vor, was Jesus über die Kinder sagt, und wie er sie lieb hat, und dann erzählten wir ihnen so schlicht und einfach wie nur möglich die uralte und doch immer neue Geschichte vom Heiland und von der Erlösung. Gleichgültigkeit und Spott hatten aufgehört. Sie lauschten jedem Wort und dachten darüber nach, und von der Stunde an begann der heilige Geist ein Werk in ihren Herzen, welches zur Folge hatte, daß die meisten sich zum Herrn bekehrten, und sie sind ihm treu geblieben ihr Leben lang.

---

## 12. Kapitel.

**I**m Dezember 1877 machte ich eine Reise zu den Indianern in Sandy-Bai. Da diese Reise sich in mancher Beziehung von meinen sonstigen Fahrten unterschied, so will ich etwas davon berichten.

Sandy-Bai, auch Weißer Sumpf genannt, liegt über 150 Kilometer südlich vom Beren-Strom, an dem wir damals lebten. Wir trafen die gewöhnlichen Vorbereitungen für eine Winterreise, beluden unsere Schlitten mit Nahrungsmitteln für uns selbst und mit Fischen für unsere Hunde und versahen uns mit allem, was für eine wochenlange Abwesenheit nötig ist, besonders auch mit Kochgerätschaften.

Die Leute, zu denen wir reisen wollten, waren arm, darum fanden wir, wie weiland Paulus, es sei für Missionszwecke entschieden besser, in betreff des Lebensunterhalts so unabhängig wie möglich von diesen Leuten zu sein, die noch nicht Christen waren. Meine Frau versorgte uns also mit einer ordentlichen Menge gekochten Fleisches und mit Brotschnitten, die dick mit Fett belegt waren. Glücklicherweise besaßen wir gerade genügende Vorräte, was nicht immer der Fall war.

Alle unsere Vorbereitungen waren getroffen, und wir waren um ein Uhr nachts zur Abreise bereit. Da erhob sich ein heftiger Sturm, und wir mußten bis Tagesanbruch warten, dann erst konnten wir die Hunde anspannen und uns hinaus wagen. Als wir etwa zwanzig Meilen gefahren waren, wurde der Sturm auf dem großen Winnipeg-See

unerträglich. Er wirbelte den frischgefallenen Schnee auf, und wir waren davon so geblendet, daß wir uns in den Wald flüchten und dort lagern mußten.

Wir schafften den Schnee vom Boden fort, bis wir einen Raum von etwa acht Fuß im Durchmesser frei gelegt hatten. Auf der einen Seite bauten wir den Holzstoß für unser Feuer auf, das übrige bedeckten wir mit immergrünen Zweigen und machten darauf unser Nachtlager zurecht. Die Hunde wurden ausgespannt und einige gefrorene Fische für sie aufgetaut. Da meine Reise verhältnismäßig kurz sein sollte, so hatte ich bloß zwei Hundeschlitten und zwei unserer guten Indianer bei mir. Wir schmolzen in unseren Kesseln etwas Schnee, machten Thee und kochten etwas Fleisch. Dieses und ein Teil des Brotes, das wir auf diese Fahrt mitgenommen hatten, bildete unsere Mahlzeit. Gegen Sonnenuntergang hielten wir unsere Abendandacht, und da wir die vorhergehende Nacht kaum geschlafen hatten, hüllten wir uns jezt sogleich in unsere warmen Decken und Gewänder und schliefen beim Heulen des Sturmes ein.

Ungefähr um zehn Uhr abends erwachte ich wieder, steckte meinen Kopf unter der Decke hervor und fand, daß der Sturm zu toben aufgehört hatte. Schnell sprang ich auf und zündete das Feuer an, aber meine Finger schmerzten und ich zitterte vor Kälte am ganzen Leibe, bis die Flamme hell empor loderte. Ich füllte den Kessel mit Schnee, und während derselbe schmolz, weckte ich meine Gefährten und einige andere junge Indianer, die mit ihren Schlitten zu uns gestoßen waren. Die Indianer verstehen es, mit überraschender Genauigkeit die Stunden aus der Stellung des großen Bären zu erkennen. Bei Nacht ist dieses ihre Uhr. Sie blickten zum Sternhimmel empor, und ich sah an ihren erstaunten Gesichtern, daß sie glaubten, ich hätte mich geirrt, und den Abend mit dem frühen Morgen verwechselt. Aber

sie sagten nichts, sondern wir nahmen schnell unsere Mahlzeit ein, hielten unsere Morgenandacht und spannten die Hunde an; unsere Betten, Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Kessel u. s. w. wurden auf die Schlitten gebunden, und dann warfen wir noch die Zweige von unserer Lagerstatt in das Feuer, um beim Licht der auflodernden Flamme den Weg durch das Walddunkel zum gefrorenen See zu finden.

Ich fuhr mit meinen guten Hunden voran, und so schnell ging unsere Fahrt, daß wir schon vor Sonnenaufgang über sechzig Kilometer auf der Eisfläche des Winnipeg-Sees zurückgelegt hatten. In „Dachslopf“, wo einige Indianer mit ihrem kühnen Häuptling „Dicksuß“ hausten, hielten wir uns ein wenig auf, dann aber ging's wieder weiter quer über den See, bis zu einer Stelle, die „Bullenkopf“ genannt wird. Dort übernachteten wir wieder. Die Uferfelsen steigen hier so schroff empor, daß wir unsere schweren Lasten nicht in den Wald hinauf schaffen konnten, so mußten wir unser Feuer und Lager im Schnee am Fuße der Felsen machen. Es war eine recht ungemütliche Lage. Der Sturm hatte gerade dort große Schneemassen angeweht. Wir hatten keinen Schutz vor dem bitterkalten Winde, der während der Nacht seine Richtung wechselte und unbarmherzig auf uns blies. Wenn wir im Walde unser Lager aufschlugen, so konnten wir, sobald der Wind umschlug, unser Feuer auf eine andere Stelle tragen, so daß der Rauch von uns weggeweht wurde. Hier am Fuße der Felsen gelang uns das nicht, so mußten wir entweder unter der bitteren Kälte oder unter dem Qualm und Rauch leiden.

Wir befanden uns gerade in dieser unangenehmen Lage und waren damit beschäftigt, uns auf dem Schnee notdürftig ein Nachtlager zurecht zu machen (denn grüne Zweige gab es hier auch nicht), da gestellten sich einige wilde Indianer zu uns,

die durch unser Lagerfeuer herbeigelockt worden waren. Mit ihnen kam eine ganze Anzahl von mageren, halbverhungerten, wölfisch aussehenden Eskimohunden. Die Indianer waren sehr liebenswürdig gegen mich, und ich erriet gleich, was sie wollten, nämlich Thee und andere Nahrungsmittel. Ich begrüßte sie freundlich, meinte aber, sie würden es gewiß viel besser haben, wenn sie sich etwas weiterhin lagerten. Ich kannte den schrecklichen Appetit der wilden Eskimohunde und fürchtete für unsere Vorräte, für das Leder am Geschirr unserer Hunde u. dgl. mehr, falls diese diebischen Tiere in unserer Nähe blieben. Aber die Indianer antworteten mir mit überhöflichen Gegenreden: unter keiner Bedingung wollten sie der großen Freude verlustig gehen, wenigstens eine Nacht mit dem Missionar zuzubringen, den man ihnen als einen so warmen Freund der Indianer geschildert hatte.

Natürlich konnte ich sie nicht fortschicken, aber ich fürchtete Unheil und hatte mich nicht getäuscht. Um ihre Gefräßigkeit etwas zu beschwichtigen, gab ich den Eskimohunden alle Fische, die ich für meine acht Hunde für mehrere Tage mitgenommen hatte. Schleunigst räumten sie damit auf. Ich ließ das Hundegeschirr, um es zu schützen, ins Lager bringen, dann bauten meine Leute aus den Schlitten noch eine Schutzwand gegen den Wind.

Außer den gewöhnlichen Reisevorräten hatte ich diesmal einen Sack mit Fleisch und einen andern mit Brot als Nahrung während der Zeit, die ich mit Predigen und Lehren zubringen wollte, mitgenommen. Ich sammelte ein paar tüchtige Knüttel aus dem am Ufer angeschwemmten Holz, von dem wir auch unsere Feuerung genommen hatten. Dann verbarg ich meinen Sack mit hartgefrorenem Fleisch unter meinem Kopfkissen, gab das Brot einem meiner Indianer mit der Weisung, es gut zu hüten, und legte mich

zum Schlafen hin. Lange wollte es mir nicht gelingen, einzuschlafen. Raun lagen wir, so waren wir von den Hunden umschwärmt. Sie kämpften um die Ehre, unseren Fleischtessel auf ihre Art zu reinigen, und sahen sich dann noch anderem Raube um. Sie sprangen über uns und um uns herum, und bald hatte sich eine ganze Anzahl mir zu Häupten versammelt; sie witterten das Fleisch. Ich sprang auf und trieb sie mit Hilfe meiner Knüttel aus dem Lager auf den See hinaus. Dann kroch ich wieder unter meine Decken, aber von Schlafen war keine Rede. Nach zehn Minuten waren die Quälgeister wieder da, und der gleiche Auftritt wiederholte sich mehrere Male. Schließlich war mein Vorrat von Knütteln zu Ende. Mein einziger Trost war, daß die Hunde die Sache auch überdrüssig zu werden schienen, und ich hoffte, jetzt werde Ruhe eintreten. Es schien, als wollten sie sich zum Schlafe niederlegen, und ich that mit Freuden das Gleiche. Eitle Hoffnung! Zwar schlief ich sehr ermüdet bald ein, aber als wir am andern Morgen erwachten, da war in unseren mühsam verwahrten Säcken kein Stückchen Fleisch und kein Krümchen Brot mehr zu finden.

Unsere Lage war infolgedessen nicht sehr erfreulich. Unser Lager befand sich an einer ausgesetzten Stelle mitten im tiefen Schnee. Wir hatten kein schützendes Dach über uns und nur ein schwaches Feuer, denn wir hatten nur sehr schlechtes Holz, das schrecklich qualmte und nicht erwärmte, und der Rauch trieb uns die Thränen in die Augen. Unser gutes Fleisch und schmachhaftes Brot, welches wir auf dieser kalten Fahrt so nötig brauchten, waren von den Hunden verzehrt worden, die mit den unschuldigsten Gesichtern der Welt um uns herum saßen und uns beobachteten. Glücklicherweise hatte einer der Indianer einige Zwiebäcke in einem kleinen Sack als Geschenk für einen



Freund mitgenommen. Diese zog er nun hervor, denn wir hatten außer Thee und Zucker gar keine anderen Nahrungsmittel behalten und konnten auch keine bekommen, bevor wir etwa 100 Kilometer weiter nach Süden gereist waren. Wir ließen uns keine Zeit zum Jammern, sondern bereiteten uns zu einer schnellen Fahrt vor, um womöglich dem schrecklichen Hunger zu entfliehen, der uns, wie wir wohl wußten, schon in wenig Stunden überfallen konnte.

Nach einem schnellen Frühstück knieten wir im Schnee nieder, sprachen unsre Gebete, und dann ging's vorwärts. Meine guten Hunde erfüllten die an sie gestellten Ansprüche so ausgezeichnet, daß wir noch vor Schluß des kurzen Dezembertages die kleinen Hütten der uns befreundeten Indianer erreichten, allerdings nicht ohne Mühsale und Gefahren.

An einer Stelle mußte ich etwa vierzig Kilometer quer über den See fahren. Da brach mein größter Hund, Jack, plötzlich ein und verschwand bis zum Halse in einer Eisalte. Das Eis, welches oft mehrere Fuß dick ist, plagt manchmal mit lautem Krachen, und es bilden sich Spalten von sehr verschiedener Weite; manchmal beträgt dieselbe bloß ein paar Zoll, manchmal mehrere Fuß. In diese Öffnung strömt das Wasser mit aller Gewalt, bis sie ganz gefüllt ist, und bei der großen Kälte ist die Oberfläche bald wieder gefroren. Kommt dann bald darauf ein Schlitten über das Eis, so kann es recht gefährlich werden, wenn die dünne Kruste unter der Last bricht. Mehr als einmal habe ich meinen Führer in eine solche Spalte fallen sehen und bin selber oft genug nahe daran gewesen. Bei der Fahrt, von der ich jetzt berichte, saß ich gerade auf dem Schlitten, die beiden vordersten Hunde waren glücklich hinüber gekommen, aber der dritte, Jack, brach durch das dünne Eis und fiel ins kalte Wasser. Die

vorderen Hunde zogen mächtig an, der hinterste that auch, was er konnte, und so gelang es bald, den edlen Bernhardiner herauszuziehen und vor dem Ertrinken zu retten. Die Kälte war so groß, daß sein glänzendes, schwarzes Fell in wenigen Minuten mit einem eisigen Panzer bedeckt war. Offenbar begriff er die Gefahr, in der er schwebte, denn kaum war der Schlitten auf der andern Seite der Spalte angelangt, so zog er mit Macht an, und die anderen Hunde und mich mit sich reisend, strebte er geradeswegs dem fernen Walde zu. Wir waren noch ungefähr zwanzig Kilometer vom Ufer entfernt, aber schon in einer Stunde hatten wir es erreicht; schnell sammelte ich eine Menge Reisig und Holz, und bald brannte ein helles Feuer, vor welchem ich ein Büffel-Fell ausbreitete. Darauf legte sich mein eisbedeckter Hund und drehte sich, wenn nötig, ganz von selber um, so daß er schon in kurzer Zeit ganz trocken und munter war. Nach einer Weile kam der andere Schlitten. Zwei der Indianer hinter uns waren auch in die Spalte gefallen, und es dauerte ziemlich lange, bis sie wieder trocken waren.

Wir machten etwas Thee, und frisch gestärkt ging's weiter. An unserem Ziel angelangt, wurden wir aufs wärmste begrüßt. Viele der dort ansässigen Indianer waren mir von früher her bekannt.

Manche stammten von Norway-Haus. Die Missionsansiedelung dort war so sehr gewachsen, daß es nicht mehr genug Fisch und Wild in der Umgegend gab. Deshalb mußte eine ganze Anzahl Indianer sich einen andern Wohnort suchen. Da waren denn viele an diesen Ort gekommen, an dem ich sie jetzt aufsuchte, um den fruchtbaren Boden und die gute Fischerei hier auszunutzen. Da sie erst im Spätsommer hier angekommen waren, so hatten sie sich nur kleine Häuser gebaut, die sie nicht vor der Kälte schützten. Die Fischerei war schließlich doch nicht so

gut, wie man ihnen gesagt hatte. Als ich jetzt in ihr Dorf kam, drängten sie sich um mich und erzählten mir, wie sie oft Hunger leiden mußten, und daß es ihnen überhaupt nicht gut ginge.

Gerade als ich bei ihnen anlangte, waren einige Schlitten im Begriff, nach Manitoba abzufahren. Ich eilte in eine der Hütten, um mit Bleistift einige Zeilen an meinen Freund Georg Young zu schreiben, aber es wollte mir nicht gelingen, da vier Finger meiner rechten Hand erfroren waren. Diese und meine erfrorene Nase erinnerten mich noch tagelang an jene 100 Kilometer, die wir hungrig zurückgelegt hatten.

Außer den christlichen Indianern fand ich hier noch eine Menge anderer, die auch an diesen Ort gezogen waren. Ich brachte acht Tage bei ihnen zu. Das Dorf bestand aus einem Duzend kleiner Häuser und einer Menge Wigwams. Der Lebensunterhalt der Bewohner hing vom Kaninchen- und Fischfang ab, es war aber nur eine sehr unsichere Sache damit. Da die diebischen Hunde all meine schönen Vorräte vertilgt hatten, so war ich ganz auf das angewiesen, was die Leute mir gaben. Freudig thaten sie ihr Bestes, und morgens, mittags und abends wurde ich mit Fisch und Kaninchen versorgt und befand mich ganz wohl dabei.

Meiner Gewohnheit gemäß predigte ich täglich dreimal, und zwischen den Gottesdiensten hielt ich Schule. Es bildete sich eine Klasse von fünfunddreißig Leuten, von denen sich zehn für den Herrn entschieden hatten und seine treuen Jünger werden wollten. Es war uns eine große Freude, diese neuen Brüder in unsere Mitte aufzunehmen, denn in den vorhergehenden Jahren war die Arbeit unter ihnen nicht sehr ermutigend gewesen. Glücklicherweise fand sich ein Mann, der es ausgezeichnet verstand, für diese kleine Herde mitten in der Wüste zu sorgen. Er war ein Indianer

und hieß Benjamin Cameron. Er hatte ein merkwürdiges Leben hinter sich. Er war einst ein Menschenfresser gewesen, aber Gottes Gnade hatte ihn aus diesen schrecklichen Tiefen der Sünde gerettet, hatte seine Füße auf den ewigen Fels gestellt und seine Lippen und sein Herz mit Freude und Lob erfüllt. Er wurde ein guter Mann, voll heiligen Geistes.

Die Stunden, die ich mit den Kindern zubachte, waren besonders angenehm und segenbringend. Es war uns eine große Freude, die größeren unter ihnen so gut lesen und ihren Katechismus in der Krisprache und sogar auf englisch auftragen zu hören. Ich hatte allerlei neue Bücher mitgebracht, und die ärmeren Kinder erhielten auch warme Kleidungsstücke, die von lieben Missionsfreunden in Montreal gesandt worden waren. Es war ein ausgezeichnete Gedanke der lieben Freunde, uns diese warmen Sachen zu schicken. Ich wünschte nur, sie hätten selber sehen können, wieviel Elend gelindert, wieviel Freude dadurch bereitet wurde; sie hätten sich gewiß reichlich belohnt gefühlt.

An einem Sonntag theilte ich dort im Dorfe das heilige Abendmahl aus. Es war eine schöne, ernste Stunde, die wir zusammen verlebten. Die Nähe des Herrn war fühlbar, und wir alle gelobten von neuem, ihm Treue zu halten. Ich verlebte das Christfest bei jenen Indianern. Einer von ihnen hatte in seinen Fallen einige Ottern gefangen und für die Felle von vorüberziehenden Handelsleuten etwas Mehl und getrocknete Pflaumen bekommen. Davon wurde mir zu Ehren ein Pudding bereitet, den ich aber aus verschiedenen Gründen hier nicht näher beschreiben will.

Bei herrlichem Wetter machten wir die Heimreise in zwei Tagen, voller Freude, daß unser Aufenthalt unter jenen Indianern ein vom Herrn gesegneter gewesen war.

### Wilhelm Memotas.

Als Gottes treuer Diener Jakob Evans die frohe Botschaft von der Erlösung in das Land der Kri-Indianer brachte, da gehörte Wilhelm Memotas zu denjenigen, die gar bald die Finsternis des Heidentums mit dem Lichte Jesu vertauschten. Seine Bekehrung kam so deutlich zum Ausdruck, daß man nie einen Zweifel darüber hegen konnte. Er machte bald große Fortschritte in seiner Entwicklung als Christ und wurde ein nützliches und geschätztes Glied seiner Kirche, der er besonders als Prediger und Leiter einer Bibelklasse große Dienste leistete.

Er war vor allem ein sehr glücklicher Christ. Sein Gesicht war wie Sonnenschein. Er besaß eine warmherzige Liebenswürdigkeit, die sehr anziehend war; seine bloße Gegenwart war wohlthuend. Wenn er uns im Missionshause besuchte, dann empfanden selbst unsere Kleinen seine sonnige Art und Weise und freuten sich daran. Er bezeugte seinen Christenglauben auch in den kleinsten Dingen des täglichen Lebens.

Ich war sehr viel mit ihm zusammen, auch bei Anlässen, die ihn auf harte Proben stellten, aber ich habe nie ein unpassendes Wort von ihm gehört oder eine Handlung gesehen, die seinem Herrn und Heiland zur Unehre gereicht hätte; so war sein Wandel während der dreißig Jahre seines Christenlebens. Sein höchstes Streben war, in den Himmel zu kommen und anderen den Weg dorthin zu weisen.

Als einige Indianer über die Verträge sehr aufgeregt waren, die sie mit der Regierung ihres Landes wegen schließen mußten, schrieb Wilhelm einem Freunde:

„Ich kümmere mich nicht viel um diese Dinge, denn ich weiß, daß doch schließlich alles in Ordnung kommen

wird. Mein einziger Wunsch ist, Jesum immer lieber zu gewinnen, so daß ich ihn einst sehen kann.“

William kannte die Eigenschaften der Kräuter und Wurzeln, die in seinen Wäldern wuchsen, sehr genau, hatte auch etwas Anleitung zur Benutzung einiger Arzeneien empfangen, die von den Weißen ins Land gebracht wurden, deshalb nannten wir ihn oft unsern „Dorf-Arzt“. Obgleich er selten etwas dabei verdiente, war er stets willig und bereit, den Kranken helfend beizustehn, und mit Gottes Hilfe hat er manch wunderbare Heilung erzielt. Er begleitete seine Behandlung stets mit viel Gebet. Sein Geschick beim Verbinden und Heilen von Schußwunden war unübertrefflich.

Aber während er alles that, um andern Leuten die Gesundheit wieder zu verschaffen, war er selber viele Jahre hindurch sehr leidend. Oft litt er an den entsetzlichsten Kopfschmerzen. Dennoch habe ich ihn nie murren oder klagen hören. Wenn wir ihn bemitleideten, sagte er: „Seid nicht bekümmert um mich; nach einer kleinen Weile darf ich heimgehen, und wenn ich Jesum sehe, dann werde ich keine Schmerzen mehr haben.“ Etwa neun Tage vor seinem Tode erkrankte er an einer schweren Erkältung, die sich auf seine schon vorher kranke Lunge warf. Von Anfang fühlte er, daß diese Krankheit „zum Tode“ sein werde, und nie hat ein müder Arbeitsmann sein Ruhebett mit größerer Freude begrüßt wie Wilhelm sein Grab. Die Freude, nun in den Himmel gehen zu dürfen, erfüllte sein ganzes Denken, alles andere beachtete er nicht mehr. Er war ein sehr treuer und liebevoller Vater und Gatte gewesen, aber nun übergab er Weib und Kind im Hinblick auf Gottes Verheißungen für die Witwen und Waisen vollkommen der Fürsorge dieses treuen Vaters, und dann hasteten seine Gedanken kaum mehr bei ihnen.

Da er durch seine lange Kränklichkeit nicht imstande gewesen war, zu arbeiten, so war er sehr arm und hatte schon beim Beginn seiner schweren Krankheit nichts zu essen als Fisch. Natürlich gaben wir ihm mit Freuden alles, was unsere beschränkten Verhältnisse uns gestatteten, um seine Armut und seine Leiden ein wenig zu lindern. Eines Tages besuchten ihn Missionar Semmens und ich und hatten ein köstliches Gespräch und Gebet mit ihm. Wir hatten ihm einiges mitgebracht, und beim Weggehen fragte Semmens: „Nun, Bruder Wilhelm, können wir noch irgend etwas für Euch thun? Braucht Ihr noch etwas?“ Der Kranke wandte uns sein leuchtendes Antlitz zu und sagte:

„O nein, ich brauche jetzt nichts mehr; nur immer mehr vom Heiland!“

Er redete oft mit uns von all der Herrlichkeit, die er nun bald würde schauen dürfen, und von dem Glück und der Freude, die er fühlte, da er dem Perlethore und den goldnen Gassen immer näher rückte. Ich wünschte, ich könnte meinen Lesern einen Begriff von dem Himmelslicht geben, das aus dem Antlitz dieses Mannes leuchtete, während er auf einem elenden Lager von Fellen und Decken in seiner kleinen Behausung lag und folgende und ähnliche Worte zu uns redete:

„Während mein Leib schwächer wird, wird mein Glaube immer stärker, und ich bin in der Liebe zu Jesu sehr glücklich. Ich bin so froh, daß ich Herrn Evans' Worten folgte und mein Herz dem schenkte, der mich errettet und so glücklich gemacht hat. Es war mir eine große Freude, etwas für meinen Herrn arbeiten zu dürfen. Er half mir, wenn ich versuchte, anderen etwas von ihm und seiner Liebe zu erzählen. Wenn ich so für ihn arbeiten durfte, dann war meine Seele sehr glücklich, und jetzt bin ich glücklicher denn je. Ich ruhe in seiner Liebe.“ So redete der glück-



liche Mann, so lange seine Kräfte es gestatteten. Es war uns stets ein Segen, ihn zu besuchen. Seine Worte stärkten und ermutigten uns zur Arbeit. Nach einem solchen Besuch rief Semmens in heiliger Freude:

„O, mög' mein Herz auch so frohlocken,  
Wenn meine Wallfahrt ist vollbracht!“

Als wir ihm das heilige Abendmahl reichten, war er tief bewegt und sagte: „Mein teurer Heiland, bald werde ich ihn sehen, das wird ewige Freude sein!“

Bei einer Unterhaltung mit ihm sagte ich: „Ich hoffe, Ihr werdet uns noch nicht so bald verlassen. Wir möchten Euch so gerne noch behalten. Wir brauchen Euch und Eure Hilfe beim Predigen, in der Sonntagschule und bei den Gebetsversammlungen. Die sechzig Glieder Eurer Bibellasse sind voll Schmerz über Eure Krankheit; sie wollen Euch nicht missen. Verlaßt uns nicht so schnell, Wilhelm. Wir brauchen Eure Gegenwart, Euer Beispiel, Eure Gebete.“ Er hörte mir ganz geduldig zu, dann aber blickte er mich vorwurfsvoll an, und mit einem Tone voller Sehnsucht wie ein heimwehkrankes Kind, das an der Fremde keinen Gefallen mehr findet, rief er: „Warum wollt Ihr mich zurückhalten? Ihr wißt ja: ich möchte heim!“

Gar bald ward sein Wunsch zur seligen Erfüllung. Freudig wie ein Sieger ging er heim. Wir fühlten den schweren Verlust für die ganze Gemeinde, aber wir wußten auch, daß es für ihn so am besten war, denn er war eingegangen zu der Freude derer, die in weißen Kleidern vor Gottes Throne stehen.

Es giebt nichts, das unseren Glauben mehr stärkt und uns mehr ermutigt, trotz Leiden und Mühsalen in der Missionsarbeit fortzufahren, wie das edle Glaubensleben und das freundige Sterben unserer indianischen Christen. Sie kennen das Meisterwerk der Lehren unserer christlichen



Kirche nur wenig, aber Gottes Geist zeigt ihnen ihre eigene Schwachheit und Sünde und des Heilands Liebe; sie klammern sich mit festem, starkem Glauben an ihn, und seine Gnadennähe ist ihnen eine beständige, selige Gewißheit. Wenn dann das Ende kommt, so stärkt sie seine Gegenwart, und selbst das dunkle Thal können sie freudigen Herzens betreten.

Die Missionsarbeit unter den Indianern Nord-Amerikas ist nicht umsonst betrieben worden. Tausende von Indianern der verschiedenen Stämme stehen als Erlöste vor Gottes Thron, viele treue und standhafte Christen ihres Volkes folgen ihrem Wandel nach, und so sehen wir, daß die Saat, die oft mit Thränen ausgestreut ward, schon jetzt zu einer reichen, schönen Ernte geworden ist, die alle Thränen und alle Mühe der Arbeiter reichlich aufwiegt.

### 13. Kapitel.

**U**nsere Pflichten unter den Indianern waren sehr mannigfaltig; es waren nicht nur die gewöhnlichen, welche allerorts mit dem Beruf des Pfarrers und Seelsorgers verknüpft sind, sondern noch eine Menge anderer, die dieser besonderen Art von Missionsarbeit eigen sind. Unmittelbar nach der Annahme des Evangeliums und des Heils in Christo erwachte bei unsern Pflinglingen auch der Wunsch nach Fortschritt und Entwicklung auf irdischem Gebiet. Das Christentum muß einer wahren Civilisation vorangehen. Diese Reihenfolge umzustoßen, hat unter den Indianern Nord-Amerikas stets die traurigsten und erniedrigendsten Folgen gehabt.

Sir Francis Bond-Head, einer der früheren Gouverneure Kanadas, war aufrichtig um die Wohlfahrt der Indianer bemüht. Er war eifrig darauf bedacht, sie zu heben und alles zu thun, was ihren Fortschritt in der Civilisation unterstützen konnte. Er versammelte eine große Anzahl von ihnen in einer Ansiedlung und beriet sich mit ihnen über ihr Bestes. Ein paar Ochsen wurden geschlachtet, Mehl, Thee und Tabak reichlich geliefert und ein Freudenmahl angerichtet. Die Indianer aßen und rauchten und hörten aufmerksam dem großen Manne zu, der ihnen höchst achtbar erschien, nachdem er sie so reichlich mit Nahrung und Tabak versehen.

Der Gouverneur erklärte ihnen, sein Hauptzweck bei dieser Zusammenkunft und Bewirtung sei der Wunsch, ihnen sein Wohlwollen und seinen regen Anteil an ihrer Wohlfahrt

zu zeigen. Darauf schilderte er ihnen mit großem Nachdruck, wie das Wild allmählich abnehme und auch der Fischfang bald nicht mehr ergiebig sein werde, und wie sie Gefahr liefen, Not zu leiden und gar zu verhungern, wenn sie sich nicht entschlossen, sich fest anzusiedeln und Ackerbau zu treiben. Er brachte sie dazu, ihm zu versprechen die neue Lebensweise zu beginnen. Da sie sich äußerst wohl fühlten, so lange sie an seiner reichbesetzten Tafel speisten, waren sie in der Stimmung, gern alles zu versprechen, was er von ihnen verlangte. Ganz entzückt über ihre Fügsamkeit, verhiess der Gouverneur, ihnen Pflüge, Zugochsen und Ärte zu schicken, damit sie ihr Land urbar machen und das Urbare bebauen könnten. Wenn alles zur Saat fertig sei, wolle er ihnen das nötige Korn zur Aussaat schicken. Groß war ihre Freude bei diesen Worten, und mit großen Feierlichkeiten wurde die Beratung geschlossen.

Nach etlichen Tagen erschienen die Pflüge, Ärte und Ochsen. Es war zur schönen Frühlingszeit, doch anstatt an die Arbeit zu gehen und das Land bei ihrem Dorfe, welches gelichtet war, aufzupflügen und die Beile zu schwingen, um den Urwald mehr zu lichten, hielten sie unter sich folgende Beratung ab. „Diese Beile sind glänzend und schimmern wie Glas. Wenn wir sie gebrauchen, um Bäume damit zu fällen, werden sie ihr schönes Ansehen verlieren. Darum laßt sie uns als Schmuck in unseren Wigwams aufhängen. Diese Ochsen sind fett und gut. Wenn wir sie vor jene schweren Pflüge spannen und sie durch den Boden schleppen lassen, werden sie bald mager und ungeeignet zur Nahrung werden. Laßt uns ein großes Fest veranstalten.“ So schlachteten sie die Ochsen und luden alle umwohnenden Indianer zum Festessen ein, und, solange es noch ein Stück Fleisch gab, brodelten die Kochtöpfe.

So endete dieser — wie auch so mancher andere Versuch, die Indianer zu civilisiren, bevor sie christianisirt waren.

Wir machten bei den Indianern die Erfahrung, daß im gleichen Maße, als sie in Aufrichtigkeit das Evangelium annahmen, bei ihnen auch der Wunsch erwachte, in ihren irdischen Verhältnissen sich ebenfalls zu verbessern und zu veredeln. Es giebt natürlich manche Gegenden, wo die Indianer an keinen Ackerbau denken können. Wir waren etwa 500 Kilometer nördlich von jenen fruchtbaren Prärien im Westen Kanadas, wo noch hundert Millionen Menschen ihr gutes Fortkommen durch Ackerbau finden könnten. Die Indianer am Nelson-Strom sind etwa 1000 Kilometer nördlich von jenen gesegneten Fluren entfernt. All diese Leute sowie auch die von der Missions-Station Oxford und fast alle, welche jene nördlichen Breiten bewohnen, werden für ihren Lebensunterhalt auf die Jagd und den Fischfang angewiesen sein. Aber überall da, wo es urbares Land gab, hatten auch die christlichen Indianer ihre Gärten und kleinen Felder.

Ich hatte vier Kartoffeln mit mir hinausgenommen. Ich konnte sie nicht vor dem 6. August in die Erde legen, doch gelang es mir in der kurzen Zeit, die bis zum Herbst übrig war, ein paar kleine Knollen zu ernten. Diese verpackte ich sorgfältig in Baumwolle und hütete sie vor dem Frost. Im nächsten Jahr konnte ich davon einen Eimer voll ernten. Der Ertrag im folgenden Jahr waren 6 Scheffel und im vierten Jahr 125 Scheffel; und ehe ich den Ort verließ, ernteten die Indianer jährlich Tausende von Scheffeln Kartoffeln, die alle von jenen vier durch mich eingeführten abstammten. Sie hatten schon früher Kartoffeln gehabt, aber sie waren infolge von Vernachlässigung völlig wieder ausgegangen. In einem Sommer brachte ich vom Red-River her im offenen

Boot einen guten, schottischen, eisernen Pflug. Im nächsten Winter kaufte ich mir dort einen Sack Weizen, der etwa zwei und einen halben Scheffel enthielt, und 32 eiserne Eggen-Zähne. Ich schleppte all diese Dinge samt einer Menge Saaten für den Gemüsegarten auf meinem Hundeschlitten nach Norway-Haus. Dann spannte ich acht meiner Hunde vor den Pflug und pflügte meine kleinen Felder, und, nachdem ich mir eine Egge angefertigt, eggte ich mein Weizenfeld mit meinem Hundegespann. Im ersten Jahr erntete ich 30 Scheffel köstlichen Weizen. Ich schnitt ihn mit einer Sichel und drosch ihn mit einem Flegel. Meine Frau nähte mehrere Betttücher aneinander, und an einem Tage, wo ein gleichmäßiger, guter Wind wehte, wurfelten wir das Korn und schieden die Spreu von dem Weizen. Es gab im Umkreis von Hunderten von Meilen keine Mühlen, so mahlten wir den Weizen einfach in einer Kaffeemühle und benutzten einen Teil davon für unsere Grügsuppe und gaben das Übrige den Indianern, die es zu ihren Suppen verwandten.

So arbeiteten wir für sie und mit ihnen, da wir sahen, daß sie unsere Bemühungen, ihre Lage zu verbessern, anerkannten und gern darauf eingingen.

Bis dahin waren ihr Hauptnahrungsmittel fast nur die Fische. Die Neke waren von dem Augenblick an im Wasser, wo das Eis im Monat Mai verschwand, bis zum Oktober, wo es wiederkehrte; oft wurden auch Löcher ins Eis gehauen und die Neke ins Wasser gelassen, um dieses wichtigste Lebensmittel zu erlangen. Der große Fischfang im Herbst ist eine Zeit voller Spannung und Geschäftigkeit, da die Wintervorräte hauptsächlich vom Ausfall desselben abhängen. So streng und so stetig ist der Frost in Norway-Haus und den nördlich gelegenen Missionsstationen, daß die Fische, welche im Oktober oder Anfang November gefangen werden, bis zum

April steif gefroren bleiben. Der Hauptfisch in jenen Gegenden ist der Weißfisch, doch kommen auch verschiedene andere Arten in großer Menge vor.

Jede Indianerfamilie bemühte sich im Herbst, sich mit drei- bis fünftausend Fischen für den Winter zu versorgen. Ich für meinen Teil mußte in Anbetracht meiner vielen Reisen und der vielen Hunde, die ich deshalb halten mußte, einen Vorrat von mindestens zehntausend Fischen für den Winter aufspeichern. Es ist ein Glück, daß jene Seen und Flüsse so reich an Fischen sind, und daß die „fischwimmelnde Flut“ den Menschen mit der Nahrung versieht, die der kargliche Boden ihm versagt.

Verschiedenes Wild und andere Tiere, deren Fleisch eine gute Nahrung liefert, giebt es in Menge in den Wäldern, doch ist alles dies unbedeutend im Vergleich zum Reichtum an Fischen, die die Indianer, mit Ausnahme der allerkältesten Zeit, das ganze Jahr hindurch zu fangen imstande sind, und die daher das wesentlichste Nahrungsmittel für sie bleiben.

Und was für die Eingeborenen gilt, das gilt auch für den Missionar; auch auf seinem Rücken zettel spielt der Fisch die Hauptrolle. Während der Zeit des Niele-Aufstandes, wo wir von jeder Verbindung mit den Red-River-Ansiedelungen abgeschnitten waren und es daher keine Möglichkeit gab, uns wie sonst mit Vorräten von dorthier zu versehen, waren meine gute Frau und ich darauf angewiesen, wöchentlich einundzwanzigmal Fisch zu speisen, und das sechs Monate lang. Natürlich gab es auch Fälle, wo neben dem Fisch auch einmal ein Kaninchen oder ein Stück Wild oder auch Bärenfleisch auf unsere Tafel kam, aber immerhin blieb der Fisch die Grundlage für jede Mahlzeit.

---

## 14. Kapitel.

**G**roßer Schrecken herrschte auf unserer Missionsstation, als uns einmal beim Beginn des Frühjahrs die Kunde erreichte, unter den Indianern der großen Saskatschewan-Ebene seien die Pocken ausgebrochen.

Wahrscheinlich war diese schreckliche Krankheit durch einige weiße Händler aus dem Staate Montana ins Land gebracht worden und hatte sich mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitet und viele Todesfälle zur Folge gehabt. Die Sache wurde noch dadurch verschlimmert, daß zwei Indianer-Stämme gerade miteinander im Kampfe lagen. Um ihren Feinden möglichst viel Schaden zuzufügen, trugen die Leute die Kleider ihrer an den Pocken verstorbenen Freunde auf das feindliche Gebiet, wo sie von den nichts Schlimmes ahnenden Leuten gefunden und benutzt wurden. Dadurch wurde die Seuche noch weiter verbreitet, und Tausende fielen ihr zum Opfer.

Die Missionare in jener Gegend Mac Dougall und Campbell trafen mit Hilfe ihrer christlichen Indianer alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln gegen das Fortschreiten der Krankheit; aber trotz ihrer Bemühungen fuhr dieselbe fort, Weiße und Rote dahinzuraffen. Um wenigstens einige Leute zu retten, veranlaßte Mac Dougall die Indianer seiner Missionsstation Viktoria, ihre dortigen Wohnungen zu verlassen und sich über die großen Prärien zu zerstreuen, in der Hoffnung, auf diese Weise die Ansteckung zu verhindern. Die heidnischen Indianer, verzweifelt und erbittert über die

schreckliche Seuche, die so viele der Ihrigen zum Opfer forderte, und der sie ganz machtlos gegenüberstanden, beschloßen, sich an den wehrlosen Weißen zu rächen. Sie sandten eine Anzahl Krieger aus, um sämtliche Weiße in ihrem Lande zu töten. Der erste Wohnort der „Blasgesichter“, den sie erreichten, war die Missionsstation Viktoria am Saslatschewan-Strom. Ihrer indianischen Art getreu, griffen sie nicht sogleich offen an, sondern die Mehrzahl der Krieger versteckte sich im hohen Gras, und nur ein paar von ihnen traten leise ins Missionshaus ein. Groß war ihr Erstaunen, als sie entdeckten, daß die Pocken auch hier eingedrungen waren und einige der Hausbewohner dahingerafft hatten. Schnell und geräuschlos schlichen sie zu ihren Gefährten zurück und teilten ihnen ihre Entdeckung mit. Es wurde Kriegsrat gehalten, und man kam zu dem Schluß, der Missionar könne nicht an der Krankheit schuld sein, sonst hätte er es nicht zugelassen, daß auch von seinen Leuten einige stürben. Gewiß seien die weißen Pelzhändler die Schuldigen.

Sie begaben sich nun nach der nächsten Handelsstation, gingen dort in gleicher Weise vor und fanden, daß auch der dortige Oberaufseher Clarke der Krankheit zum Opfer gefallen war. Wiederum wurde eine Beratung gehalten mit dem Ergebnis, sie hätten sich auch dieses Mal geirrt. So kehrten sie in ihre Heimat zurück, ohne jemandem ein Leid gethan zu haben.

Trotzdem waren aber der Missionar und die Seinigen immer noch von Gefahren umgeben. Die heidnischen Beschwörer hätten am liebsten die aufgeregten und verzweifelten Indianer zu Grausamkeiten und Gewaltthaten gegen die Weißen aufgehetzt. Es war einzig und allein Gottes mächtiger Schutz, der die Missionsleute damals vor der Niedermeglung bewahrte. Einmal war die Frau des Missionars mit einigen



andern Leuten im Garten beschäftigt, als elf Schwarzfuß-Indianer keine hundert Meter von ihnen entfernt im hohen Grase versteckt lagen. Sie waren gekommen, um zu morden und zu plündern, aber wie sie später selbst sagten, hatte eine unsichtbare Macht sie vom Schießen zurückgehalten. Ein andern Mal waren einige Krieger aus dem gleichen blutdürstigen Stamm durch ein Haserfeld getrocknet und hatten lange Zeit die Missionsleute beobachtet, waren dann aber wieder heimgekehrt, ohne ihnen irgend einen Schaden zuzufügen. Es war damals den Missionaren unter jenen wilden Heiden nichts Ungewöhnliches eine Kugel dicht am Kopfe vorüberpfeifen zu hören.

Während die Pocken an den Ufern des Saskatschewan so viel Elend anrichteten, traf man in den umliegenden Landstrichen allerlei Vorkehrungen, um den Fortschritten der Seuche entgegenzutreten. Seit Jahren pflegte man die für das weit entfernte Saskatschewan-Land bestimmten Vorräte von Fort Garry am Winnipeg-See aus in langen Zügen von Ochsenkarren weiter zu befördern. Diese Karren hatten kein einziges Stückchen Eisen an sich, und da die Indianer und Mischlinge, die das Amt der Fuhrleute versahen, nie Öl oder Fett an die Räder wandten, so waren sie schon von weitem hörbar. Jeder Karren wurde von einem Ochsen gezogen und war mit 800—1200 Pfund beladen; der Fuhrmann ging immer zu Fuß nebenher. Diese Karrenzüge waren das Gegenstück zu den Transport-Booten auf den großen Strömen. Es war immer ein großer Augenblick für die einsamen Weißen im fernen Norden, wenn diese Züge ankamen und ihnen Nachrichten von der Außenwelt mitbrachten.

Aber zur Pockenzeit mußte man zu sehr strengen Maßregeln greifen. Der Gouverneur von Manitoba verbot jeglichen Handelsverkehr mit dem verseuchten Landstrich.

Kein Karren und kein Reisender durfte den Weg dorthin einschlagen. Das brachte den Missionaren, Händlern und anderen Weißen, die sich um ihres Berufes oder Vergnügens willen dort aufhielten, gar manche Leiden und Entbehrungen. An vielen Orten erhielten die Missionare selbst zu gewöhnlichen Zeiten nur zweimal im Jahr Nachricht von der Außenwelt; und nun blieb dieselbe ganz aus. Es gab wohl noch Büffel auf den Ebenen, sonst aber waren die Vorräte beinahe aufgezehrt, auch Kugeln, Schießpulver und die nötigen Arzneien gingen auf die Neige. Verschiedene Personen bestürmten umsonst den Gouverneur mit Bitten, seine Maßregeln zu mildern. Es war ihm schmerzlich, die Leute darben zu lassen, aber er sah es für seine Pflicht an, seine Provinz möglichst zu schützen.

„Was können wir thun, um den Armen zu helfen, die nicht nur Krankheit und schwere Verluste, sondern nun auch noch Hunger und Not zu leiden haben?“ das war die Frage vieler mitfühlender Leute. Zuletzt beschloß man, die christlichen Indianer in Norway-Haus zu bitten, mit einer Anzahl von Booten den mächtigen Saskatschewan-Strom bis an eine Stelle hinauf zu fahren, wo die Notleidenden sie erreichen konnten, um ihnen die nötigen Vorräte zu bringen.

Stewart, der oberste Beamte der Hudson-Bai-Gesellschaft, kam mit dieser Bitte zu mir, als dem Missionar dieser Indianer, und wir hatten eine lange Unterredung und überlegten alle Gefahren, welchen die Indianer bei einer solchen Reise ausgesetzt sein würden, denn keiner von ihnen war geimpft. Sie mußten Hunderte von Kilometern in dem verseuchten Landstrich reisen. Aber es mußte durchaus irgend etwas geschehen, und es war möglich, daß die Indianer durch große Vorsicht der Ansteckung

entgehen konnten. Wir beschloffen also, sie zusammenzurufen und ihnen die Sache vorzulegen.

Die Kirchenglocke wurde geläutet, und die Indianer kamen zusammen, um zu erfahren, was es gäbe. Ich schilderte ihnen die traurige Lage der Leute im Saskatschewan-Lande und schlug vor, hundertundsechzig Männer möchten mit zwanzig Booten voll Lebensmittel, Schießbedarf u. s. w. den Strom hinauf rudern und die weißen Leute vom Hungertode retten. Die Leute, zu denen ich rebete, waren alle Christen. Ich sagte: „Ich weiß wohl, daß euer Volk nicht immer schön und gerecht behandelt worden ist, aber daran denkt jetzt nicht. Gott giebt euch jetzt die Gelegenheit, etwas Großes für ihn zu thun. Ihr könnt damit ihm und der Welt zeigen, wessen Kinder ihr seid, indem ihr Opfer bringt und Gefahren trotz, um eurer Pflicht zu gehorchen.“ Wir sagten ihnen, sie könnten wahrscheinlich der Ansteckung entgehen, wenn sie sich immer in der Mitte des großen Stromes hielten und niemals landeten. Sie würden mit genügender Nahrung versehen werden, um unterwegs nicht jagen zu brauchen. Dann fragten wir: „Wollt ihr euch in die Gefahr begeben, um diese gute That zu thun?“ Ich wandte mich an einen der besten Führer des ganzen Landes, meinen treuen Gehilfen Samuel Papanekis: „Ihr sollt der Führer und Leiter dieser Schar sein, Samuel!“ Er war der Sohn des hundertjährigen Wilhelm und Bruder von Eduard Papanekis, der jetzt Missionar in Oxford-Haus ist.

Zuerst schien er etwas erschrocken über die Verantwortlichkeit seiner Stellung und nach kurzem Nachdenken sagte er: „Laßt uns, bitte, ein wenig Zeit zum Überlegen.“ Wir verließen sie, und es folgte eine Beratung. Nach einer Weile ließen sie uns sagen, sie seien bereit uns zu antworten. Als wir unter sie traten, sagten sie: „Missionar,

wir haben uns untereinander beraten und beschloffen, unseren weißen Brüdern und ihren Familien zu Hilfe zu eilen. Wir möchten nur noch einen Sonntag in unserer Kirche verleben und das heilige Abendmahl empfangen, bevor wir diese gefährvolle Reise antreten.“

„Ja“, antwortete ich, „es wird sowieso einige Tage dauern, bis die Boote und die Vorräte bereit sind. So können wir noch einen gesegneten Tag der Ruhe und des Gottesdienstes miteinander verleben.“

Es war ein unvergeßlicher Sonntag. Wer nur irgend kommen konnte, war da. Einige Frauen weinten beim Gedanken an die Gefahr, in welche ihre Männer, Söhne und Brüder sich begeben wollten, andere schienen von gleichem Mute beseelt wie die Männer und waren stolz, daß diese zu einem solchen Werk berufen waren.

Zum Schluß empfingen alle das heilige Abendmahl, und beim Gedanken an Jesu Liebe und großes Opfer wurden die Herzen warm und freudig. Ihr eigenes Opfer erschien ihnen nun wie eine große Freude.

Als wir am Nachmittag zu einer freundschaftlichen Vereinigung zusammen kamen, da war in den kurzen Ansprachen, die einige der Leute hielten, nichts von Furcht, aber auch keine Prahlerei zu merken. Einige erwähnten das vor ihnen liegende Werk überhaupt nicht, andere baten um unsere Fürbitte. Manche ernste, geheiligte Worte wurden gesprochen, Worte der Freude, daß auch sie würdig erfunden waren, für den Herrn etwas zu opfern und mit ihm zu leiden, um dereinst auch seiner Herrlichkeit theilhaftig zu werden.

Wenige Tage später traten sie ihre gefährvolle Reise an. Jedes der zwanzig Boote war mit acht Indianern bemannt, an der Spitze der ganzen Flotte stand Samuel Papanekis. Wochenlang ruberten die tapfern Leute bei der

glühenden Sommerhitze durch Seen und Flüsse, die mächtigen Ströme hinauf Hunderte von Meilen weit. Ganz früh am Morgen begannen sie ihr Tagewerk, und nur wenige Stunden rasteten sie in der Nacht. Oft sahen sie allerlei wilde Tiere am Ufer ganz in ihrer Nähe, und die jüngeren, jagdb lustigen Leute baten um Erlaubnis, zu feuern, aber die Gefahr war zu groß, als daß man es ihnen hätte erlauben können.

Am Sonntag verankerten sie die Boote dicht nebeneinander an einer der zahlreichen Sandbänke und feierten den Ruhetag mit gemeinschaftlichen Gottesdiensten. Oft konnten sie am Ufer des Stromes die verlassenenen Wigwams sehen, deren Einwohner entweder der Krankheit zum Opfer gefallen oder geflohen waren. So mußten die Boote eine große Strecke Weges durch das verseuchte Land zurücklegen, bevor sie ihre kostbare Ladung niederlegen konnten.

Unterdessen lebten wir daheim in beständiger Fürbitte und großer Besorgnis um diese edlen Leute, von denen wir während ihrer ganzen Abwesenheit nichts hörten. Endlich nach zehn langen Wochen kehrten sie wieder heim, ihr Herz voll Lob und Preis. Alle mit Ausnahme des Führers waren gesund und unverfehrt zurückgekommen. Für Samuel war die große Last der Sorge und Verantwortlichkeit zu viel gewesen; er hat sich nie wieder erholt. Die anderen Leute erzählten uns, Samuel sei stets voller Fürsorge und von beinahe schlafloser Wachsamkeit für alle gewesen. Er war entschlossen, alle seine Kräfte daranzusetzen, den hungernden Weißen Hilfe zu leisten und seine Leute unverfehrt wieder heimzubringen.

Es gelang ihm vollkommen, dieses zu thun, aber um den Preis seines eigenen Lebens. Er kehrte nur in seine Heimat zurück, um schnell dahinzusiechen und zu sterben. Mit starker Willenskraft hielt er sich aufrecht, bis das letzte

Boot den Hafen erreicht hatte und die Männer wieder mit ihren Familien vereint waren. Er nahm auch noch an unserem Dank-Gottesdienst teil, wo wir frohen Herzens miteinander sangen und beteten, dann aber siechte er dahin trotz allem, was wir mit Hilfe der freundlichen Hudson-Bai-Beamten, die ihn hoch schätzten, für ihn zu thun versuchten. Ganz allmählich fühlten wir sein Ende nahen. Sein Atem machte ihm große Beschwerden. Eines Tages wurde ihm auf seine Bitte draußen im Walde ein Lager von Fichtenzweigen und weichen Decken bereitet, denn es war ein schöner Sommertag. Die Veränderung verschaffte ihm etwas Erleichterung, und wir sprachen miteinander vom Heiland und von seinen herrlichen Verheißungen, bis der Kranke einschlummerte. Als er bald wieder erwachte, wußte er, daß sein Ende nahe war, und war ganz bereit zu sterben. Ich beugte mich über ihn mit den Worten: „Samuel, der Tod ist nahe! Bist du bereit?“ Er hatte das Gehör beinahe verloren und verstand mich nicht gleich. Ich wiederholte lauter: „Samuel, geliebter Bruder, Ihr seid im finstern Thal. Wie steht es mit Euch?“

Sein leuchtender Blick zeigte mir, daß er mich verstand. Er erhob den Arm, als wolle er etwas fassen, und sagte: „Missionar, ich halte mich an Gott; er ist meine Freude, meine Hoffnung und mein Glück!“ Dann sank sein Arm leblos herab, und der tapfere Indianer hatte ausgellitten, er war daheim bei seinem Herrn.

Einige Zeit nach Samuels Tode hatte ich ein Gespräch mit seiner Witwe, welches mir unvergeßlich bleiben wird. Sie war nach Samuels Begräbnis mit ihren Kindern von der Missionsstation fortgezogen, um sich mit einigen andern Indianerfamilien einige Kilometer weiter stromabwärts niederzulassen. Bis dahin hatten wir ihnen mit Lebensmitteln geholfen und sie öfters besucht, dann hatten wir sie längere Zeit

nur bei den Gottesdiensten gesehn und kannten ihre näheren Umstände in der neuen Heimat noch nicht. Als der Winter kam, beschloßen Missionar Semmens und ich, mit unseren Schlitzen eine Rundfahrt bei den zerstreut lebenden christlichen Indianern zu machen, um zu sehen, wie es ihnen ginge. Große Freude herrschte überall, wo wir erschienen, uns nach ihrem Wohlergehen, ihrer Jagd und Fischerei erkundigten und von Herzen an aller Freude und allem Leid mit theil nahmen, welches sie während der letzten Monate durchlebt hatten; auf solche Gespräche folgte immer in einem der kleinen Häuser eine gesegnete Andacht, Bibellefen und Gebet.

An einem bitterkalten Tage langten wir bei der Wohnung Nancys, der Witwe Samuels, an; es war ein ärmliches Häuschen. Ein freundliches „Astum“! (Herein!) antwortete auf unser Klopfen, und wir traten ein. Unser Herz zog sich bei dem Anblick der großen Armut, der sich uns darbot, schmerzlich zusammen. Das Haus war eine Blockhütte, und die Ritzen waren mit Moos und Lehm verstopft. Der Fußboden war Erde, und im ganzen Hause war kein Tisch, Stuhl, Bett oder sonstiger Hausrat zu sehen. In einer Ecke befand sich die Feuerstelle, wo sich die Witwe mit ihren zahlreichen Kindern, von denen das eine ein Krüppel war, an der schwachen Flamme wärmte.

Nach einigen herzlichen Begrüßungsworten sah ich mich traurig in dem ärmlichen Staume um und sagte: „Nancy, Ihr scheint ja sehr arm zu sein; habt Ihr nichts, was Euch das Leben angenehm und gemüthlich macht?“ Ihre Antwort klang viel fröhlicher als meine Frage: „Ich habe nicht viel, aber ich bin nicht unglücklich, Missionar.“ — „Ihr besitzt also eigentlich gar nichts?“ — „Wir sind sehr arm,“ war die ruhige Antwort.

„Habt Ihr Fleisch?“ — „Nein.“

„Habt Ihr Mehl oder Thee?“ — „Nein.“



„Habt Ihr nicht einmal Kartoffeln?“ — „Nein“, erwiderte die Witwe, „ich habe auch keine Kartoffeln, denn gerade zu der Zeit, als man sie hätte pflanzen sollen, mußte Samuel den hungernden Weißen zu Hilfe eilen. Und nun ist Samuel nicht mehr hier, um auf die Jagd zu gehen und mir Wild heinzubringen oder Marbler, Ottern und Biber zu fangen, deren Fell man gegen Mehl und Thee umtauschen kann.“

„Wovon lebt Ihr denn?“ fragte ich traurigen Herzens.

„Ich habe ein paar Fischneze,“ war die Antwort.

„Was macht Ihr aber, wenn der Fluß so stürmisch ist, daß Ihr nicht nach den Nezen sehen könnt?“

„Manchmal gehen die Männer aus den anderen Häusern und bringen mir die Fische aus meinen Nezen, manchmal fischen wir durch Löcher im Eise.“

„Und wenn es so stürmisch ist, daß niemand hinausfahren kann?“

„Wenn nichts mehr da ist, dann schlagen wir uns eben ohne Speise durch,“ sagte sie ruhig.

Ich sah die Witwe und ihre vaterlosen Kinder an und dachte an Samuels freudiges Sterben, an seinen Eingang in jenes Leben, wo sie „weder hungern noch dürsten“ und wo „Gott abwischen wird alle Thränen von ihren Augen,“ und der Unterschied zwischen seiner Seligkeit und ihrer Armut überwältigte mich. Tief bewegt verließen Semmens und ich das Haus, wir fühlten, daß wir ihnen zuerst ihre bittere Armut etwas erleichtern mußten, bevor wir mit ihnen beteten.

Mein Gefährte hatte bereits unsern Schlitten erreicht, und ich war dicht hinter ihm, da hörte ich jemand rufen: „Ayumea-ukemau“ (Gebetsmann).

Ich schaute mich um und sah Nancy auf ihrer Schwelle stehn. Sie hatte meinen Schmerz bemerkt und war mir nachgeeilt, um noch einige Worte mit mir zu reden.



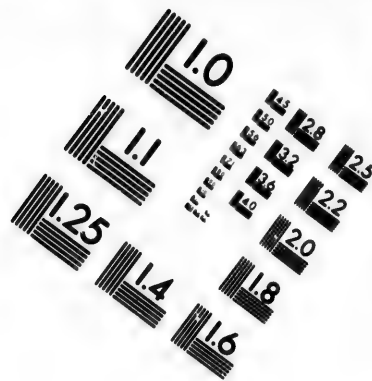
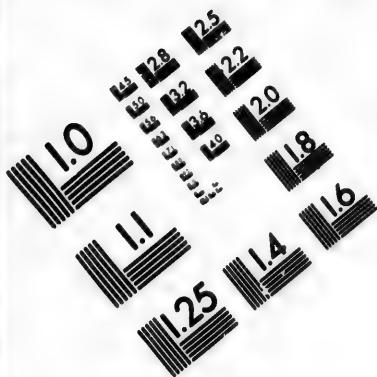
„Missionar“, sagte sie, „seid doch meinerwegen nicht so betrübt. Ich bin wohl sehr arm; seit Samuel gestorben ist, haben wir oft an Hunger und Kälte gelitten, aber, Missionar,“ (bei diesen Worten wich aller Kummer aus ihrem Gesicht) „ebenso wie Samuel dem Herrn sein Herz geschenkt hatte, so habe ich es auch gethan, und Gott, der Samuel tröstete und stärkte und selig sterben ließ, der ist auch mein Heiland. Einst werde ich auch wie Samuel in den Himmel kommen, und dieser Gedanke macht mich den ganzen Tag lang glücklich.“

Mein Herz war bei diesen Worten voll Freude, aber ich konnte nichts sagen. Bald flogen unsere Schlitten über die glatte Bahn heimwärts dem Missionshause zu.

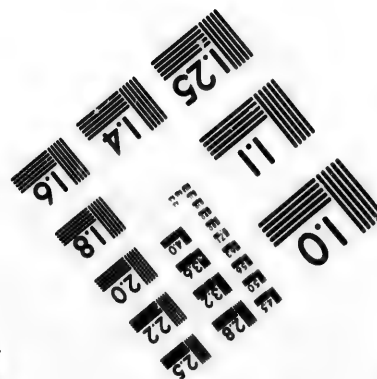
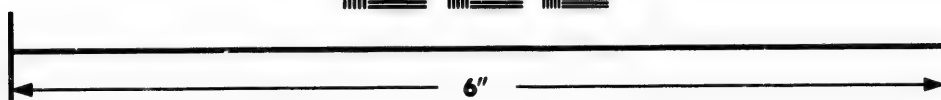
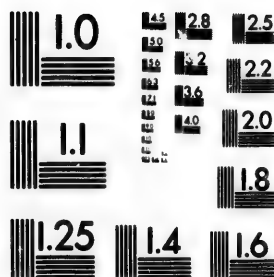
In der nächsten Nacht war unser Bett um eine Decke ärmer, und auch unsere Vorräte waren bedeutend vermindert. Ich erzählte den wohlhabenderen Indianern von Nancys ärmlichen Verhältnissen, und sie thaten alles, um ihr und ihren Kindern ein besseres Leben zu verschaffen. Freigebigkeit gehört zu den Tugenden unserer christlichen Indianer, und sie geben ihren ärmeren Brüdern oft so viel, daß sie selber nur wenig behalten.

Samuels schöner Tod und Nancys mutige Worte stärkten unsern Glauben sehr. Es war eine große Freude für uns, zu sehen, wie Gottes Macht das finstere Todesthal und diese ärmliche Hütte mit Himmelsglanz erfüllte. Wir bemitleideten Nancy wegen ihrer Armut, aber als wir die Sache im Lichte der Ewigkeit ansahen, mußten wir doch ausrufen: „Welch glückliche Frau! Lieber in einem Blockhause leben, wo es an den nötigsten irdischen Dingen fehlt, wo aber der Heiland Hausgenosse ist, als ohne ihn im schönsten Palaste das Leben verbringen!“





# IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic  
Sciences  
Corporation

23 WEST MAIN STREET  
WEBSTER, N.Y. 14580  
(716) 872-4503

28 25  
32 22  
20

10

## Kapitel 15.

**B**ei unseren langen Winterreisen kam es oft vor, daß wir unterwegs von heftigen Stürmen überfallen wurden. Wer einen solchen Sturm im wilden Norden nicht selber durchgemacht hat, kann sich keinen rechten Begriff davon machen. Der Wind kommt scheinbar aus allen Himmelsrichtungen zu gleicher Zeit: bläst er einem ins Gesicht und man wendet ihm den Rücken zu, so findet man zu seiner Überraschung, daß er einem auch von dieser Seite her wieder ins Gesicht bläst. Dazu wirbelt er beständig feinen Schnee auf. Von weitem sieht ein solcher Sturm wie ein dichter Seenebel aus. Es ist sehr schwer, in einem derartigen Schneesturm seinen Weg zu finden; die meisten verlieren gar bald ihre Richtung, verwirrt und geblendet durch den feinen, trockenen, harten Schnee, der ihnen unablässig ins Gesicht wirbelt und Augen, Nase, Ohren und Mund anfüllt.

Einmal als wir auf dem Wege zu einigen wilden Indianern waren, die wir bei unserer Ankunft mit den gräßlichen Ceremonien des heidnischen „Hundefestes“ beschäftigt fanden, gerieten wir in einen solchen schrecklichen Schneesturm hinein. Meine Leute waren mit den Schlitten vorangeeilt, um am fernen Ufer das Mittagessen zu bereiten. Ich war mehrere Kilometer hinter ihnen zurückgeblieben und lief ihnen auf den Schneeschuhen nach. Da brach plötzlich der Sturm mit furchtbarer Gewalt los. Ich lief weiter, so schnell es gehen wollte, bis ich schließlich meine Richtung verlor. Da ich nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte, nahm

ich den einen Schneeschuh ab, haßte damit ein Loch ins Eis und lief in einem kleinen Kreise um dasselbe herum, um mich vor dem Erfrieren zu schützen und nicht noch weiter von meinem Ziel abzukommen. Ich hatte aber eben erst meine Vorbereitungen dazu beendet, als ich plötzlich zu meiner Freude die Stimmen meiner Indianer vernahm. Sie hatten meine Gefahr geahnt, und, anstatt sich, wie sie wohl gekonnt hätten, mit den Hunden in den Wald zu retten, kehrten sie zu mir zurück. Wir warteten einige Stunden, bis der Sturm sich ausgetobt hatte, dann fuhren wir weiter.

Ein andermal erlebte ich wieder bei einem Schneesturm eine wunderbare Errettung, wobei mein treuer Hund Jack unser Lebensretter war. Die Fahrt ging diesmal an das Ostufer des Winipeg-Sees zu den dort zerstreut lebenden Indianern, die mich und meine Botschaft stets willkommen hießen. Das Land ist dort wild und rauh. Ich nahm auf diese Reise nur den jungen Indianer Alef mit, den ich schon früher erwähnt habe. Er war mir ein treuer Begleiter, und da ich auch kein Neuling in den Winterreisen mehr war, so dachte ich, es würde schon gehen.

Unsere Hunde waren edle, wohlbewährte Tiere. Mein Leithund war ein schlauer, lebhafter Eskimo-Hund, „Nuna“ mit Namen; das bedeutet in der Indianersprache „Schnee“, es war ein schneeweißes Tier. Die drei anderen Hunde an meinem Schlitten waren Geschenke lieber Freunde aus der Heimat. Der zweite Schlitten, welchen Alef führte, war mit klugen Bernhardinerhunden bespannt. Aber der beste von allen war doch Jack, der als zweiter an meinem Schlitten zog, und er ist der Held meiner Erzählung.

Schon in aller Frühe verließen wir unser Nachtlager im Walde und hofften, im Laufe des Tages über 90 Kilometer auf der Eisfläche des Sees zurücklegen zu können.

Anfangs ging alles gut; die zahlreichen Landzungen waren uns gute Wegweiser; unsere Hunde fanden sogar ohne Leitung den richtigen Weg.

Wenn die Kälte zu schneidend wurde, sprangen wir von unsern Schlitten herunter und liefen ein Stück auf Schneeschuhen nebenher, bis wir wieder ganz erwärmt waren. So kamen wir mehrere Stunden lang schnell vorwärts, bis sich ein starker Wind erhob, der die Luft mit Schnee erfüllte und uns sehr am Weiterkommen hinderte. Bald war es uns klar, daß wir uns mitten in einem starken Schneesturme befanden. In der Hoffnung, das Ufer noch zu erreichen, fuhren wir schnell weiter, und, um nicht voneinander getrennt zu werden, band ich einen Strick, der an meinem Schlitten befestigt war, an dem Geschirr von Aleks Leit- hund fest.

Stundenlang fuhren wir so über die Eisfläche hin, aber kein Land war zu sehen. Schließlich fürchteten wir, uns in dem dichten Schneegestöber verirrt zu haben und weit in den See hinausgefahren zu sein. Mitten im Sturm hielten wir unsern Schlitten an.

„Aleks,“ rief ich, „ich fürchte, wir sind verirrt.“

„Ja, Missionar,“ war die Antwort, „wir sind gewiß verirrt.“ Wir hielten eine kleine Beratung, kamen aber nur darin überein, daß wir beide nicht wußten, wo wir waren. All unser Vertrauen setzten wir nächst Gott auf die Klugheit unserer Hunde. Es war mittlerweile Mittag geworden, und unser schnelles Fahren hatte uns tüchtigen Hunger gemacht. Wir holten unser Fleisch hervor, aber den guten, heißen Thee mußten wir entbehren, denn wir hatten ja kein Holz zum Feuer.

Unsere Lage war sehr gefährlich, denn durch die feinen, harten Schneeflocken waren unsere Augen so entzündet geworden, daß wir kaum noch etwas sehen konnten. Wir

kounten den Norden nicht vom Süden, den Osten nicht vom Westen unterscheiden und mußten unsere Tiere ganz sich selber überlassen. Ich hatte ihre Klugheit bereits in manchen schwierigen Fällen erprobt und hoffte besonders auf Jack, den besten von allen, der sich gewiß auch in diesem Notfall bewähren würde, und ich täuschte mich nicht in ihm.

Unter gewöhnlichen Umständen werden die Tiere, wie schon erwähnt, auf Reisen täglich nur einmal gefüttert, aber in diesem Falle war es anders. Als die guten Hunde sich im tobenden Sturme um uns drängten, teilten wir unsere Mahlzeit gern mit ihnen; es war ziemlich zweifelhaft, ob irgend einer von uns je wieder einer solchen bedürfen würde.

Jack kam, wie gewöhnlich in Fällen großer Not, dicht an mich heran, und ich redete mit ihm in einer Weise, die wohl manchem thöricht erschienen wäre, aber ich kannte meinen treuen Hund.

„Jack“, sagte ich, „mein gutes Tier, weißt du auch, daß wir verirrt sind und wahrscheinlich nie wieder heimkehren werden. Dann deckt uns der Schnee zu, und wir sehen unsere Lieben nicht wieder, und du wirfst das warme Fell vor dem Ofen auch nicht wiedersehn. Nimm dich zusammen, Jack, und zeige, ob du uns nicht vielleicht doch noch an einen sicheren Zufluchtsort führen kannst!“

Alex und ich hüllten uns so dicht wie möglich in unsere Pelze, die Schlitten wurden zusammengebunden, und, als alle Vorbereitungen getroffen waren, rief ich den Hunden ein lautes „Marsch!“ zu.

Runa, mein weißer Leithund, wandte den Kopf und sah mich verwundert an. „Marsch!“ bedeutet nur „vornwärts!“, und er erwartete offenbar noch den Zusatz von „chaw“ (rechts) oder „yee“ (links). Da ich selber die Richtung nicht wußte, so rief ich Jack, der als zweiter an meinem



Schlitten zog, er solle nur losfahren, wohin er wolle. Nuna zögerte noch, aber Jack zog an und lief mit der größten Sicherheit in einer bestimmten Richtung, und der Leithund lief ganz willig nebenher, denn er wußte nicht, was er sonst thun sollte. Stundenlang ging die Fahrt durch den heulenden, tobenden Sturm, und tapfer, ohne Ermatten liefen die treuen Tiere weiter. Nuna ließ sich nur von Jack mitreißen, aber die zwei Hunde hinter ihm waren von Jacks Feuer angesteckt und zogen stramm mit. Wir mußten uns so dicht einhüllen, daß schnelles Laufen neben den Schlitten her unmöglich war, aber ich begann nun zu fürchten, wir könnten trotz unserer warmen Hüllen infolge mangelnder Bewegung erfrieren.

Oft rief ich meinem Kameraden zu: „Alek, schlaf nicht ein! Wenn du jetzt schläfst, wachst du bis zum jüngsten Tage nicht auf!“

„Schon gut,“ lautete seine Antwort, „ich will schon wach bleiben!“

So ging's immer weiter durch Sturm und Dunkel, denn bald ereilte uns obendrein noch die Nacht. Wir konnten nichts thun, als uns an die Schlitten klammern und die Hunde laufen lassen, wohin sie wollten. Bald war es so finster um uns, daß wir die Tiere dicht vor uns nicht mehr sehen konnten, und der eifige Wind machte unsere Glieder starr und steif, aber meine Seele war ganz ruhig im Vertrauen auf den Herrn. Ab und zu rief ich Alek und den Hunden ein ermunterndes Wort zu, aber wo wir uns befanden, das wußte ich selber nicht.

Etwa drei Stunden hatte diese Fahrt gedauert, da versielen die Hunde in einen muntern Galopp und zeigten uns durch ihre Erregung an, daß das Ufer nicht mehr weit sein könne. Sehen konnten wir noch nichts davon. Unser Weg ging nun über große Haufen von Schnee und Eisstücken, welche die Indianer aufgehackt hatten, um Wasser aus

dem See schöpfen zu können. Einige hundert Meter weiter waren wir am Ufer. Die braven Tiere zogen uns einen steilen Abhang hinan, und nach wenigen Minuten schnellen Fahrens befanden wir uns inmitten einiger Wigwams, deren freundlich gesinnte indianische Bewohner uns herzlich bewillkommen und sich mit uns über unsere Rettung freuten. Dieser Sturm war der schlimmste des ganzen Winters. Unsere Fahrt war aber nicht umsonst unternommen worden, denn jene Leute hörten mit Eifer unserer Predigt zu. Drei Tage blieben wir bei ihnen, und dann ging die Reise weiter zu anderen ihres Stammes.

Eine schmerzliche Erfahrung aus diesen Tagen schwebt mir eben vor, und ich will etwas davon berichten. Ich war auf der Weiterreise bei einigen Indianern eingekehrt, von denen ein Teil das Evangelium bereits angenommen hatte. Sie waren mir also schon gut bekannt, zu meinem Schmerz vermischte ich diesmal unter ihren Reihen einen alten Mann, der sich zu Jesu bekannt hatte und stets bei allen Gottesdiensten zugegen gewesen war, um so viel wie möglich vom Heiland zu hören. Zuerst hatte er bei meiner Ankunft nichts von mir und der neuen Lehre wissen wollen und war mir hindernd in den Weg getreten, aber dann wurde er von der Wahrheit dessen, was ich sagte, überzeugt und ein entschiedener Christ. Von der Zeit an begrüßte er mich stets mit größter Herzlichkeit; er lernte lesen und folgte mir, wo ich ging und stand, um möglichst viel zu hören und zu lernen. Eines Abends, als ich mich gerade zur Ruhe begeben wollte und im Begriff war, zu einem stillen Abendgebet niederzuknien, hörte ich plötzlich jemand neben mir flüstern: „Missionar, betet doch in meiner Sprache und so laut, daß ich es hören kann!“ Als ich am folgenden Morgen wieder zum Gebet niederkniete, da war der gute Alte mit der gleichen Bitte wieder da.

Ich wurde natürlich mit diesem nach Wahrheit hungernden und dürstenden Manne bald gut Freund. Ich konnte sein Dorf nur zweimal jährlich aufsuchen, dann blieb ich immer einige Tage da und lehrte und predigte von früh bis spät. Das innige Verlangen der Leute nach der Predigt des Wortes entschädigte mich reichlich für alle Mühsal und Gefahr der Reise.

Jenes Mal, von welchem ich eben schreibe, hatten sich die Indianer wiederum alle um mich versammelt, aber ich sah mich vergebens nach meinem alten Freunde um. Bei unserer ersten Versammlung gleich nach meiner Ankunft fragte ich die Indianer, wo der alte Mann mit dem weißen Haar sei.

Sie antworteten nicht, sondern saßen mit gesenkten Häuptern wie in tiefem Kummer da.

Ich wiederholte meine Frage: „Wo ist der Alte, dessen Haar so weiß war wie Schnee?“

Nach einigem Hin- und Herflüstern kam die leise Antwort: „Non pünmatissit,“ d. h. „er ist nicht unter den Lebenden.“

Die armen Indianer, die es noch nicht gelernt haben, den Tod als einen besiegten Feind anzusehen, benutzen das Wort nur ungern und sagen meist: „er ist nicht unter den Lebenden.“

Die Nachricht vom Tode meines alten Freundes bewegte mich tief, und auch die Indianer waren schmerzlich ergriffen. Nach einer Pause bat ich sie, mir doch etwas Näheres über sein Sterben zu erzählen. Anfangs wollten sie mir gar nicht recht antworten; als sie aber sahen, daß es mein dringender Wunsch war, mehr darüber zu erfahren, führten sie mich in einen Wigwam, wo die Verwandten des Verstorbenen versammelt waren. Einer seiner Enkel, ein junger Mann, erhob sich und sagte: „Missionar, im vergangenen

Sommer, als Ihr uns gerade mit Eurem Rahne verlassen hattet, da wurde Mismis (Großvater) sehr krank, und nach einigen Wochen fühlte er, daß er uns bald verlassen müsse. Da ließ er uns alle zu sich kommen und sprach lange mit uns. Ich kann mich nicht mehr aller seiner Worte entsinnen, denn er redete sehr oft mit uns, aber ich erinnere mich, daß er einmal sagte: „Ach, wenn doch der Missionar bald wiederkäme, um mit mir zu sprechen und mich zu trösten! Aber er ist weit fort, und mein Gedächtnis ist schlecht, und ich weiß nicht mehr, was er mir vom großen Geist und seinem Sohn gesagt hat, und wie wir leben sollen. Sagt ihm, wenn Ihr ihn wiederseht, daß mir sein Kommen wie das Sonnenlicht auf dem Wasser war, aber er kam so selten, und nun bin ich schwach, mein Gedächtnis verläßt mich, und mein Kopf ist ganz dunkel, ich weiß nicht mehr, was er uns zu sagen pflegte. O, wenn er mir doch helfen könnte! Ich bin gar oft auf die Landzunge hinausgegangen, um nach seinem Boot auszufahren, aber es kam nicht, und im Winter habe ich oft gelauscht, um seine Schlittenglocken zu hören, aber es blieb ganz still. Weil er nun so weit fort ist und nicht kommen kann, so bringt mir meine alte Trommel und den Medizinbeutel und laßt mich sterben, wie meine Väter starben. Aber ihr jungen Leute, die ihr ein gutes Gedächtnis habt, hört, was der Missionar euch vom großen Geist sagt, den betet an und folgt nicht meinem Beispiel!“

Da sahen wir, daß sein Geist schwach geworden war, sonst hätte er nicht nach den alten Dingen verlangt. Wir hängten den Medizinbeutel in seinem Wigwam auf und gaben ihm die Trommel. Da fing er an zu trommeln, aber bald stürzte er zu Boden und war tot. Seine letzten Worte waren an junge Leute gerichtet, daß sie dem Missionar zuhören und ihr Heidentum aufgeben sollten.“

Der junge Mann schwieg und setzte sich, und eine große Stille herrschte im Wigwam, nur unterbrochen durch das Schluchzen einiger trauernder Verwandten des Verstorbenen.

Mein Schmerz war groß, als ich den Worten des jungen Mannes lauschte. Nach einigen Minuten brach ich das Schweigen mit der Frage: „Wo habt ihr ihn beerdigt?“

Sie zeigten mir die Stelle; es war, wo früher sein Wigwam gestanden hatte, denn im Winter ist es dort im kalten Norden unmöglich, auf freiem Felde ein Grab zu schaufeln; der Boden ist so fest und hart wie Granit. Aber da, wo beständig sein Feuer gebrannt hatte, konnten sie ihn bestatten. Dann wurde das Zelt entfernt, und bald legten die wilden Schneestürme über die Stelle weg, und man sah kein Zeichen mehr davon, daß hier einst eine menschliche Wohnung gestanden hatte.

Dort also unterm tiefen Schnee lag die sterbliche Hülle meines armen, alten Freundes! Als die Indianer in ihre Wigwams zurückgekehrt waren, blieb ich noch allein an der Stätte zurück und kniete im Schnee nieder, um zu beten. Heiße Thränen stiegen mir im Auge auf beim Gedanken an die unsterbliche Seele jenes alten Mannes, die in solch merkwürdiger Weise in die Ewigkeit eingegangen war; er hatte die Seinigen bis zuletzt ermahnt Christen zu werden und hatte doch selber zu den sinnlosen Ceremonien des Heidentums gegriffen, nicht etwa, weil er ihnen großen Glauben schenkte, sondern weil niemand da war, der ihm die wunderbare Geschichte von Jesu und seiner Liebe im Gedächtnis erhalten konnte.

Nie zuvor war der Hilfeschrei der wartenden, seufzenden Millionen dieser Erde so deutlich und eindringlich an mein Ohr gedrungen wie damals, als ich am Grabe jenes Alten im Schnee niederkniete. Es war mir, als sähe ich sie alle

in langen Ketten an mir vorüberziehen, dunkle Seelen, die nach Licht verlangen, Gefangene, die nach Freiheit rufen, Sünder, die geheiligt werden sollen, Erlöste, die von ihrer Erlösung noch nichts ahnen.

Es mischte sich wohl etwas Unglaube in meinen Schmerz, als ich in tiefer Bewegung ausrief: „Wie lange, o Herr, wie lange? Eile deinem Volk zu helfen!“

Da kamen mir als köstlicher Trost die Verheißungen der Schrift ins Gedächtnis, und ich betete innig um ihre baldige Erfüllung nicht nur für meine Indianer, sondern für alle die Völker der Erde, die noch in heidnischer Finsternis und tiefem Aberglauben leben. Ich bat den Herrn, ihnen doch bald treue Lehrer und Prediger zu senden, die ihnen den Weg zum Kreuz und zum Heiland der Welt weisen können.

Als wir unsere verschiedenen Besuche bei den Indianern abgemacht hatten, kehrten wir wieder heim. Viele Monate später langten unsere Briefe und Zeitungen aus Manitoba an und brachten uns die erschütternde Nachricht, daß Georg Mc Dougall, der edle und heldenmütige Missionar der Prärie-Indianer, in einem Schneesturm den Tod gefunden hatte. Auf einem Ritt durch die wilde Prärie war er vom Sturm überfallen worden, hatte den Weg verloren, und vierzehn Tage später fand man seine Leiche. Tief bewegt gedachten wir des teuren, heimgegangenen Freundes, und meine Frau fragte mich, wo ich wohl zur Zeit seines Todes gewesen sei. Ich schlug das Datum in meinem Tagebuch nach und fand, daß der Schneesturm, der Mc Dougall den Tod gebracht, wahrscheinlich der gleiche war, in welchem wir jene gefährvolle Fahrt über den Winnipeg-See zurücklegten.

---

## 16. Kapitel.

**D**ie Predigt des Evangeliums war und blieb natürlich stets der wichtigste Teil unserer Missionsarbeit, und wir durften es mit Freuden erfahren, daß der Herr seinen Segen darauf legte, und daß es ihm wie zu Pauli Zeiten „gefiel, durch thörichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben.“ Immerhin war aber das Predigen und Lehren nur ein Teil unserer Arbeit, und es gab für uns noch manches andere zu bedenken, zu thun und zu regeln, wenn wir die armen Indianer mit Gottes Hilfe von den schweren Fesseln befreien wollten, in die das Heidentum sie geschmiebet hatte.

Manche waren von der Wahrheit des Evangeliums wohl überzeugt, aber die Furcht vor den Beschwörern ließ sie zu keinem öffentlichen Bekenntnis kommen. Andere hatten mehrere Weiber und wollten sich nicht von ihnen trennen und nur eine behalten, denn es gilt bei ihnen für eine Ehre, mehrere Frauen zu haben. Wer sich von seinen Frauen trennt, zieht außerdem nicht nur den Spott seiner heidnischen Freunde, sondern auch den Haß und die Rache der Verwandten der früheren Frauen auf sich.

Manchmal kam es vor, daß ein Mann, der gesonnen war, diesen entscheidenden Schritt zu thun, mit der Bitte zu mir kam, die ganze Angelegenheit für ihn zu ordnen. Da gab es manch schwierige und peinliche Fälle, die zu dem Schwersten in unserem Missionsberuf gehörten, und oft war guter Rat teuer. Anfangs dachte ich, die erste Frau solle

immer beim Manne bleiben, und die anderen sollten ihn verlassen, aber die Erfahrung lehrte, daß auch diese Regel ihre Ausnahmen hat, die berücksichtigt werden müssen.

So z. B. kam ein Mann zu mir und sagte, er wolle Christ werden. Nach einer eingehenden Unterhaltung mit ihm war mir klar, daß er ein aufrichtiger Mann war, an dessen Seele Gottes Geist gearbeitet hatte. Der Mann hatte zwei Frauen und war bereit sich von einer derselben zu trennen, nur sollte ich entscheiden, welche von ihnen gehen und welche bleiben sollte. Die erste Frau war bedeutend älter, hatte aber keine Kinder; die jüngere Frau hatte eine ganze Anzahl kleiner Kinder. Es ist für eine einzelne Frau, der kein Mann helfend zur Seite steht, unendlich schwer, sich und besonders auch noch ihre Kinder durchzubringen. So kamen wir zu dem Schluß, die Frau mit den Kindern sollte bleiben und die andere gehen.

Anfangs hatten wir die Regel aufgestellt, ein Mann sollte seine geschiedenen Frauen mit Nahrung versorgen; das hatte aber allerlei Schwierigkeiten und Mißstände zur Folge, und so wurde beschloffen, bei der Trennung sollte der Besitz des Mannes geteilt und die Hälfte den geschiedenen Frauen gegeben werden. Für die meist recht unbemittelten Indianer war das nicht leicht, und wir halfen ihnen gern aus, wo es ging, aber auch unsere Mittel waren beschränkt. Oft waren die Frauen selber die ersten, die auf eine Trennung drangen, denn es wurde ihnen bald klar, daß die Vielweiberei nicht zur Lehre Jesu passe.

Eines Tages erschienen zwei Frauen bei uns im Missionshaus und wünschten eine Unterredung mit meiner Frau und mir zu haben. Zuerst sprachen sie über verschiedene gleichgültige Dinge, dann sagten sie mit sichtlicher Erregung, sie seien in unseren Gottesdiensten gewesen und hätten den großen Wunsch, Christinnen zu werden. Sie



waren die zwei Frauen eines Indianers, der erst vor einigen Wochen seinen Wigwam in unserer Gegend aufgeschlagen hatte. Diese Frauen waren mit anderen in unsere Kirche gekommen, und ihre Herzen waren von der Wahrheit des Evangeliums berührt worden.

Wir wußten aus Erfahrung, daß man sehr vorsichtig sein muß, wenn man in derartigen Fällen das Ziel nicht verfehlen will, mischten uns also nicht gern sofort in die Familienangelegenheiten der Leute ein. Wir stellten aber einige Fragen an die Frauen und erfuhren, daß sie bereits mit ihrem Manne über die Sache geredet hatten, und daß er auch von nun an wie die Christlichen Indianer leben wolle. Er habe ihnen volle Freiheit gelassen, und sie hätten beschlossen, den Missionar und seine Frau um Rat zu fragen. Wir sollten bestimmen, welche von ihnen bleiben, welche sich vom Manne trennen solle. Sie kehrten in den Wigwam zurück und teilten mit Zustimmung des Mannes ihre wenigen Besitztümer: Neze, Fallen, Decken, Kessel und Beile, in zwei gleiche Teile. Dann kamen sie mit ihren Kindern wieder zu uns; jede setzte sich in eine Ecke, und so erwarteten sie geduldig unsere Entscheidung. Die Verantwortlichkeit derselben war meiner Frau und mir wohl bewußt, doch konnten wir die Sache nicht von der Hand weisen, da wir sonst vielleicht den guten Samen in den Herzen der Frauen erstickt hätten, und so beschlossen wir mit Gottes Hilfe unser Bestes zu thun.

Wir hatten uns besprochen und die Sache im Gebet dem Herrn vorgetragen. Nun sagten wir zu der Frau, die fünf Kinder hatte: „Ihr sollt bei Eurem Manne bleiben,“ und zu der anderen, die vier Kinder hatte: „Ihr sollt nicht zum Wigwam zurückkehren, sondern Euch ganz von Eurem Manne trennen.“

Die zuerst Angeredete sprang voller Freude auf, nahm ihre Sachen und ihre Kinder mit, und nach kurzem Lebewohl war sie verschwunden.

Einige Augenblicke saß die andere schweigend da, ihr Gesicht in ihre Decke gehüllt, nur hier und da machte unterdrücktes Schluchzen ihren ganzen Körper erzittern. Die Willenskraft der Indianer, der Frauen sowohl wie der Männer, ist ungeheuer groß. Sie gewann schnell ihre Ruhe wieder und erhob sich. Nie werde ich den Ausdruck tiefen Schmerzes vergessen, der in ihren Augen lag. Es war, als sähe sie das einsame Leben einer vernachlässigten, von den Ihrigen verspotteten Frau, welches ihr bevorstand, vor sich liegen, aber sie hatte den Schritt um ihres Gewissens willen gethan und wollte nun nichts daran ändern.

Wir richteten einige Fragen an sie und erfuhren, daß sie nicht wisse, wohin sie gehen und was sie thun solle. Ihr Vater, der sie an ihren Mann verkauft hatte, war gestorben, ihre alte Heimat weit entfernt, und sie wußte nichts von ihren Verwandten. Selbst wenn sie dieselben wiederfände, würden sie sie wahrscheinlich nur unfreundlich behandeln. So lag die Zukunft gänzlich dunkel vor ihr. Von tiefem Mitleid ergriffen, fühlten wir, daß wir hier irgendwie helfen mußten, obgleich wir auch nicht gerade viel übrig hatten.

Wir gedachten an die Geschichte vom Öl im Krug und vom Mehl im Kad und beschloßen Hilfe zu schaffen. Meine Frau gab den armen Leuten etwas zu essen und redete ihnen freundlich zu, ich rief einige christliche Indianer zusammen, beriet die ganze Sache mit ihnen, und wir machten uns sofort an die Arbeit und bauten ihr einen Wigwam, der vorläufig für den Sommer genügte. Wir verschafften ihr einen Kahn und spannten ihre Netze an einem günstigen Orte aus, und da sie eine tüchtige, fleißige Frau war und die christlichen Indianer ihr gern halfen, so ging

es viel besser, als sie erwartet hatte, und sie wurde eine treue Christin.

Bei den heidnischen Indianern ist die Ehe nur ein sehr lockeres Band, das ebenso schnell gelöst wie geknüpft wird, und da gab es manche Schwierigkeiten, die kaum zurechtzubringen waren. Ein Beispiel davon ist folgende Geschichte. Ein Ehepaar war mehrere Jahre verheiratet gewesen und hatte drei Kinder. Da nahm der Mann eine Stelle bei der Hudson-Bai-Gesellschaft an und ging nach einer Niederlassung am Red-River; seine Familie blieb zurück. Er mußte lange von der Heimat fortbleiben und ließ sich schließlich ganz am Red-River nieder, wo er sich mit einer anderen Frau verheiratete. Nach langer Zeit kehrte er mit seiner neuen Familie an seinen ersten Wohnort zurück. Seine erste Frau, die jahrelang nichts von ihm gehört hatte, hielt ihn für tot, und da sie als Witwe galt, heiratete sie einen andern Mann, mit dem sie einige sehr nette, aufgeweckte Kinder hatte. Nun kamen die beiden Familien unter den Einfluß des Evangeliums, wurden gläubige Christen und fühlten ihre Lage als eine sehr peinliche. Wir überlegten und beriethen hin und her, aber ich fand keinen passenden Ausweg und mußte sie so lassen, wie ich sie gefunden, denn jede Frau lebte mit ihrem Manne sehr glücklich. Das Heidentum, nicht das Christentum trug die Schuld an dieser Schwierigkeit.

Als ich einmal am Nelson-Flusse war, kam ein alter Mann zu mir und sagte, er habe meinen Predigten aufmerksam zugehört und wolle Christ werden. Ich freute mich sehr darüber, hatte aber den Verdacht, daß er mehrere Frauen habe, und so war es auch: er hatte deren vier. Ich hatte eine lange Unterhaltung mit ihm und sagte ihm, ich könne ihn nicht taufen, bis er sich von drei seiner Frauen getrennt habe.

Diese Antwort betrückte ihn sichtlich. Er wollte wohl gern Christ werden, aber er und seine Frauen seien alt, und er wisse nicht, ob er eine solche Aenderung in ihrer Lebensweise vornehmen könne, jedenfalls werde er auf starken Widerstand stoßen. Ich sah, daß es ihm wirklich Ernst um die Sache war, und daß Gottes Geist an seiner Seele arbeitete, und that alles, was ich konnte, um ihn zu dem schweren Schritt zu ermutigen.

Er ging in sein Zelt und rief die ganze Familie zusammen; drei seiner Frauen hatten große, erwachsene Söhne. Nun erzählte er ihnen von seinem Entschluß, Christ zu werden, und von den Bedingungen, die sich daran knüpften. Da entstand ein heftiger Austritt. Die Frauen fingen an zu jammern, und die Söhne, die sich sonst nicht im geringsten um ihre Mütter bekümmerten, erklärten nun mit großer Bestimmtheit, solch eine Schmach solle nicht auf sie kommen. Wie ich nachher hörte, war der Streit sehr heftig.

Plötzlich sagte einer der Söhne: „Wer hat uns denn eigentlich in all diese Unruhe gebracht?“

Die Antwort lautete: „Das ist der Missionar, den wir alle haben predigen hören, und der unseren Vater nicht taufen will, wenn er mehr als eine Frau hat.“

„Laßt uns zum Missionar gehen!“ Damit sprangen sie auf, griffen nach ihren Waffen und kamen zu mir.

Glücklicherweise stand ich draußen auf einer Wiese, sah sie von weitem kommen und erriet sofort, was sie wollten. Ich rief einen meiner christlichen Indianer und ging den Leuten entgegen. Ich that, als sähe ich ihren Ärger nicht, und rebete sie wie gute Freunde an. Ich sagte: „Ihr habt alle gehört, was ich vom großen Buch erzählt habe. Ihr habt aufmerksam zugehört und darüber nachgedacht. Ich wünschte, ihr alle könntet mit eurem Vater und euren Müttern das alte heidnische Leben aufgeben

und Christen werden. Ich habe eine Unterredung mit eurem Vater gehabt, und seither ist mir ein guter Plan für euch eingefallen.“

Sie hörten mir aufmerksam zu, und als ich von meinem Plane sprach, erlosch der zornige Ausdruck in ihren Gesichtern; sie wollten mich doch lieber nicht töten, falls es irgend eine andere Lösung der schwierigen Frage gäbe. Ich sagte ihnen, meine Absicht sei, ihre Mütter vor Schmach und Not zu bewahren. Ich hätte mich gefreut zu sehen, daß sie für dieselben eingestanden waren, denn die meisten Indianer behandeln ihre Mütter schlechter wie ihre Hunde. Nun schlug ich vor, daß die Söhne einer jeden Mutter dieselbe zu sich nehmen und einen eigenen Wigwam bilden sollten, so daß für die alten Frauen gesorgt sei. Die einzige, welche keine Kinder hätte, die für sie sorgen und sie pflegen könnten, sollte beim Vater bleiben. Ich sagte ihnen, wenn sie so handelten, so werde der große Geist sich freuen, und wenn sie sich weiter unterrichten ließen und Gott dienen wollten, so könnten sie alle getauft und Christen werden.

Sie waren mit meinem Vorschlag einverstanden, und, obgleich sie denselben nicht sofort ausführten, so entschlossen sie sich doch späterhin dazu und wurden aufrichtige, entschiedene Christen. — —

Von den verschiedensten Punkten meines Bezirks kamen dringende Bitten von Indianern, die sich danach sehnten, wieder einmal die Predigt des Evangeliums zu hören, und deshalb einen Besuch von mir wünschten. Daher war meine Zeit im Sommer, wo das Reisen im Rahne am leichtesten und bequemsten ist, immer sehr in Anspruch genommen, und so kam es, daß ich einmal eine schon lange hinausgeschobene Fahrt nach Oxford-Haus unternehmen mußte, als die schöne Jahreszeit sich schon bedenklich ihrem Ende zuneigte. Mit meinen treuen, kräftigen Bootsleuten

konnte ich es aber schon wagen, und die Hinreise ging auch ganz glücklich von statten.

Bei den christlichen Indianern in Orford-Haus lebten wir angenehme Tage mit schönen Gottesdiensten und in gesegnetem Zusammensein und traten dann sehr befriedigt unsere Rückreise an. Wir reisten meist auf schmalen Flößchen. Beim ersten Morgengrauen fing die Fahrt an, und den ganzen Tag lang wurde tapfer gerudert.

Wir waren so ohne Aufenthalt bis zum Harry-See gelangt und ruderten den Fluß hinunter, der durch denselben strömt, da hörten wir mehrere Schiffe. Wir zögerten und wußten nicht, ob wir anhalten oder weiterfahren sollten. Wir fürchteten nicht nur das Eis und die Kälte, sondern auch die schrecklichen Herbststürme, die meist ganz plötzlich auftreten. Wo vor kurzem eine spiegelglatte Wasserfläche zu sehen war, da brausen dann mächtige, schaumgekrönte Wogen.

Der See lag gerade so ruhig vor uns da wie ein friedlicher kleiner Teich. Ihn jetzt zu durchrudern wäre das reine Vergnügen gewesen. Die kalte Vernunft sagte: „Fahrt weiter und kümmert euch nicht um diese Schiffe!“ Aber eine andere Stimme sprach: „Vielleicht sind die Leute in Not, und ihr könnt ihnen helfen und Gutes thun!“ Wir landeten also in der Nähe eines Felsens, auf dem wir fünf Jäger stehen sahen. Sie hatten uns das Zeichen gegeben, uns um Hilfe zu bitten, denn sie litten Hunger. Sie waren erst vor wenig Tagen von dem Handelsposten gekommen, aber ihr Pulver war naß geworden, und sie konnten nichts schießen. Wir musterten unsere Vorräte und fanden, daß sie ungefähr eine Mahlzeit für uns alle zusammen ausmachen würden.

Die fünf Männer waren Heiden, die ich schon früher gesehen hatte. Ich hatte zu ihnen damals vom Heiland und vom Christentum gesprochen, aber ihre einzige Antwort

war gewesen: „Wie unsere Väter gelebt haben, so wollen wir auch leben!“

Wir bereiteten unsere Mahlzeit aus einigen Stücken Bärenfleisch, die wir noch übrig hatten, und unterdessen brach der gefürchtete Sturm los. Nun sah der See plötzlich ganz anders aus. Vor einer Stunde hätten wir ihn mit Bequemlichkeit durchkreuzen können, aber nun war keine Rede davon. Wir mußten unser Boot ans Ufer ziehen und so geduldig warten, wie wir konnten, bis der Sturm sich legen würde. Er tobte den ganzen Tag und den folgenden auch noch; am dritten wurde es etwas stiller. Das Schlimmste an unserer Lage war, daß wir außer etwas Thee und Zucker nichts mehr zu essen hatten. Unsere übrigen Vorräte waren ausgegangen, und Wild gab es in jener Gegend und in so vorgeschrittener Jahreszeit kaum. Wir konnten nichts schießen, hatten auch keine Angeln bei uns.

So mußten wir uns wohl oder übel dazu bequemen, beinahe drei Tage lang ohne Essen zu bleiben, was selbst für einen Indianer-Missionar eine ungewohnte und unangenehme Sache ist. Bevor wir uns abends niederlegten, wurden unsere Gürtel fest geschnürt, um dadurch die schrecklichen Qualen des Hungers etwas zu vermindern, sonst hätten wir gar nicht schlafen können. Wir hielten mit den heidnischen Leuten verschiedene Gottesdienste, aber der Hunger stimmte sie nicht gerade andächtig, und seither habe ich immer großes Verständnis für die Leute gehabt, die die Armen erst sättigen und ihnen dann predigen.

Am dritten Tage fand einer der Indianer einen Bärenknochen am Ufer liegen; daraus schnitzte er mit seinem Messer einen Haken, an dem er die Schnüre seiner Mokassins befestigte. Ein Stück roten Flanells diente als Köder, ein Stein als Gewicht, und mit dieser eigentümlichen Angel versuchte er etwas zu fangen. Er stellte sich damit auf einen

Felsen, warf den Haken weit ins Wasser hinaus und zog ihn dann schnell wieder ans Land.

Merkwürdigerweise fing er damit wirklich einen Fisch, einen sechs bis acht Pfund schweren Hecht. Schnell wurde er zubereitet und gekocht. Als er gar war, stellten die guten Leute etwa ein Drittel des ganzen Fisches vor mich hin mit den Worten: „Bitte eßt, Missionar!“ Ich blickte die hungrigen Leute um mich herum an und sagte: „Nein, so geht es nicht.“ Ich that mein Drittel zum Übrigen zurück, zählte die ganze Gesellschaft, schnitt den Fisch in acht Teile, und gab einem jeden ein Teil; natürlich bekam ich auch ein Achtel. Ich hatte nur meine Pflicht gethan, und es war ja auch nur eine ganz geringe Sache, aber auf die heidnischen Indianer machte es einen großen Eindruck. Als sie gegessen hatten, zündeten sie ihre Pfeifen an und fingen an untereinander zu reden. So weit meine Leute und ich es verstanden, war der Sinn ihrer Unterhaltung folgender: „Wir müssen ordentlich aufpassen, wenn dieser Missionar redet. Er ist hier ohne Nahrung und hungrig, weil er zu uns gekommen war, um seine letzten Vorräte mit uns zu teilen. Als wir den Fisch fingen und ihm das größte Stück gaben, nahm er es nicht an, sondern teilte den ganzen Fisch in gleiche Teile für uns alle. Es ist sein Wunsch, uns Gutes zu thun und uns vom großen Geist zu erzählen. Er hat uns nicht gescholten, obgleich wir ihn aufgehalten haben. Er hätte ganz gut vor dem Sturm über den See nach Hause gelangen können, wenn wir ihn nicht gerufen hätten. Er ist unser Freund, und wir müssen hören, was er zu sagen hat.“ Ich hörte sie so reden, gab aber weiter kein Acht darauf. Nach einigen Stunden legte sich der Sturm, und wir konnten voller Freude die Heimfahrt antreten.

Am folgenden Tage kamen wir ins Missionsdorf und sahen vor den Häusern der Leute Fleisch und Fisch in Fülle



zum Trocknen aufgehängt. „Wir könnten beim Anblick der Speise wohl lachen,“ riefen meine braven Gefährten, „wenn wir nicht zu schwach wären.“ Wir hielten uns aber noch tapfer aufrecht, bis wir zu Hause waren. Als ich in mein Haus trat, überfiel mich eine furchtbare Schwäche. Mit den Worten: „Meine Lieben, wir verhungern, gebt uns etwas zu essen,“ brach ich ohnmächtig zusammen. Die liebevolle Pflege meiner Frau stellte mich gottlob bald wieder her, und in nicht allzu langer Zeit war ich imstande, meine Reisen wieder aufzunehmen.

Der lange Winter war vergangen, und der schöne Sommer zog wieder ins Land. Frühling kennt man dort kaum, so schnell geht der Winter in den Sommer über. Kaum war das Eis von den Flüssen und Seen verschwunden, da erschienen auch schon die Indianer in ihren leichten Rähnen von den verschiedenen Punkten, wo sie sich den Winter über mit dem Fang von Pelztieren beschäftigt hatten. Viele von ihnen kamen zu uns ins Missionshaus, um uns zu sehen, und unter diesen waren fünf stattliche Männer, sie richteten an mich nach der ersten Begrüßung die Frage: „Missionar, habt Ihr den Fisch vergessen? Wir haben ihn nicht vergessen und möchten nun eine Unterredung mit Euch haben.“

„Fisch?“ sagte ich. „Wir essen einundzwanzigmal wöchentlich Fisch; gekocht, gebacken, gebraten, gesalzen, gedörst. Ich habe viele Fische gesehen, aber ich kann mich keines besonderen Fisches entsinnen.“

Da erinnerten sie mich an den Fisch, von dem sie mir das größte Stück gegeben hatten, und den ich denn unter uns alle geteilt hatte. Natürlich fiel mir die ganze Geschichte wieder ein, und ich sagte: „Ja, jetzt erinnere ich mich.“

hab  
mor  
wir  
Fis  
vor

gar  
in  
die  
leb  
Do  
oh  
sch

Da sagte einer von ihnen mit großem Ernst: „Wir haben jenen Vorfall nie vergehen. Während der Wintermonate haben wir oft davon gesprochen. Früher wollten wir leben und sterben wie unsere Väter; seit Ihr aber den Fisch mit uns geteilt habt, haben wir beschlossen, noch mehr von dem guten Buch zu hören und Christen zu werden.“

So geschah es denn auch. Sie gaben ihre Herzen ganz dem Herrn hin, und mit ihren Familien legen sie jetzt in ihrem täglichen Leben Zeugnis ab von der Macht Jesu, die Herzen zu wandeln und neue Menschen zu schaffen. Sie leben jetzt auf der Missionsstation, und wir denken stets mit Dankbarkeit an jene Tage am Flußufer zurück, wo wir, ohne es zu ahnen, den Samen ausstreuen durften, der solche schöne Früchte trug.

## 17. Kapitel.

Nachdem ich mehrere Jahre unter den Kri-Indianern in Norway-Haus gearbeitet hatte, wurde beschlossen, daß ich auf ein neues Missionsgebiet an dem Beren-Flusse übersiedeln und dort die Arbeit unter den Saulteaux-Indianern beginnen sollte. Dieselben leben theils am Beren-Flusse, theils in zerstreuten Ansiedelungen am Winipeg-See und landeinwärts meist in bitterer Armut und großem Aberglauben. Einige von ihnen waren mit christlichen Indianern aus anderen Stämmen zusammengekommen und verspürten ein Verlangen nach Licht und Wahrheit.

Ich mußte noch in Norway-Haus bleiben, bis mein Nachfolger dort angelangt war, sah mich aber genötigt, meine Frau mit unsern drei Kindern Eddie, Lillian und Nelly voraus zu senden, da sich für sie nur eine einzige Gelegenheit fand, zu Boot nach dem Red-River zu gelangen. Ich wollte ihnen später folgen, um mit ihnen einige Zeit in der alten Heimat in Canada zu verweilen.

Sandy Harte, ein von uns angenommener junger Indianer, und ich geleiteten sie noch ein Stück Weges und kehrten dann in unser ödes Heim zurück. Mein geliebtes Töchterchen Nelly habe ich nie wiedergesehen. Die Hitze in dem elenden, kleinen Boot, dem besten, welches wir bekommen konnten, war so groß, daß das Kind an Gehirnentzündung erkrankte und starb.

Durch Gottes Güte wurden der armen, selber auch erkrankten Mutter bald darauf edle christliche Freunde zugeführt, die ihr mit tröstendem Zuspruch und liebender Hilfe zur Seite standen.

Ich blieb also vorläufig in Norway-Haus bis zur Ankunft von Missionar Ruttan und seiner jungen Frau, die mit Lust und Liebe ihre Arbeit unter meinen geliebten Indianern in Norway-Haus begannen. Dann trat ich meine Reise nach dem Beren-Flusse an. Sandy Harte begleitete mich eine Tagereise weit und brachte die erste Nacht bei mir zu. Wir hatten einander so viel zu sagen und dem Herrn im Gebet so viel vorzutragen, daß es lange dauerte, bis wir einschliefen. Als wir am folgenden Morgen erwachten, sahen wir zu unserer Überraschung eine Menge Indianer um uns versammelt. Sie waren viele Meilen weit hergekommen, um ihrem Missionar noch einmal die Hand zu drücken und ihm Lebewohl zu sagen.

Nach einem schnell eingenommenen Frühstück hielten wir miteinander die Morgenandacht, dann kam der schwere Abschied. Es war mir unendlich schmerzlich, von ihnen zu scheiden, und manches Auge, das ich noch nie weinen gesehen, war jetzt feucht. Der letzte, von dem ich Abschied nahm, war mein treuer Sandy, dem zu Mute war, als wolle sein Herz brechen, und mir ging es auch nicht viel anders. Mit einem letzten „Behüt euch Gott“ sprang ich in den Kahn, und die Reise nach dem Lande der Saulteaux begann. Als ich den Beren-Fluß erreichte, wurde ich von den dortigen Indianern aufs wärmste begrüßt. Ein Mann, welcher mir schon früher gesagt hatte, seine Augen seien trübe geworden, weil er so lange nach mir habe ausschauen müssen, meinte, jetzt seien ihre Augen getrübt durch Freudenthränen, denn nun sei endlich ihr „eigener“ Missionar bei ihnen, um bei ihnen zu bleiben und sie in der Wahrheit zu unterweisen.

So schlug ich denn mein Zelt in ihrer Mitte auf und machte mich an die Arbeit. Ich hielt an jedem Wochentag einmal, am Sonntag dreimal Gottesdienst, und es wurde auch regelmäßig Schule gehalten. Außerdem galt es, tüchtig

die Ärte zu schwingen, um die Bäume auszuroden und den Platz zu bereiten, wo nachher unser Missionshaus und die Häuser der christlichen Indianer stehen sollten. So ging es einige Wochen fort. Aber dann war es höchste Zeit für mich, die beabsichtigte Reise nach der Heimat anzutreten und mit den Meinigen dort zusammenzutreffen. Martin Papanekis, einer meiner treuen Freunde aus Norway-Haus, blieb als mein zeitweiliger Stellvertreter bei den Saulteaux zurück, und ich fuhr mit dem „großen Tom“ als Bootsmann im Rahne nach dem Red-River. Auf dieser Fahrt brachten uns einige Irrlichter in Gefahr. Dieselben waren so leuchtend, daß selbst meine erfahrenen Bootsleute meinten, es seien Feuerzeichen, welche feindliche Indianer angesteckt hätten, um uns zu verwirren. Trotz dieser und anderer Gefahren gelangten wir glücklich nach dem Red-River, wo wir unser teures verstorbenes Kind auf dem stillen Friedhof der Missions-Station zur Ruhe betteten. Dieses kleine Grab ist ein neues, festes Band, welches uns an jenes Land im fernen Norden fesselt.

Dann ging meine Reise weiter in die geliebte Heimat nach Toronto, wo ich die Freude hatte, mit meinen Lieben und manchen teuren Missionsfreunden zusammen zu sein. Ich durfte vielen Missionsfesten und Versammlungen beiwohnen und erhob meine Stimme, um die Herzen der Christen Kanadas für das Werk unter den Indianern zu erwärmen. Wir durften es erfahren, daß der Herr unsere Worte segnete und unsere Zuhörer von der Zeit an ernster und eifriger in der Mithilfe am großen Missionswerk wurden.

Dazwischen verlebte ich mit den Meinigen köstliche Tage der Ruhe und Erholung im Hause lieber Missionsfreunde. Als die Zeit der Missionsfeste zu Ende war, kehrte ich wieder auf mein entlegenes Arbeitsfeld zurück. Von der Provinz Ontario bis zum Beren-Flusse mußte ich dreiundzwanzig Tage lang unausgesetzt reisen, wurde mehrmals durch Schneestürme aufgehalten und in Gefahr gebracht, aber

die Erfahrungen, welche ich auf meinen vielen Winterreisen gemacht hatte, kamen mir hier gut zu statten. Ich konnte ganz gut schlafen, wenn auch mehrere Zoll Schnee auf mir lagen, was bei den leicht gebauten Blockhäusern, wo der Schnee oft durch die Ritzen hereindringt, nicht selten der Fall war.

Die Indianer warteten mit meinen Hunden bereits in Winipeg auf mich, wie wir es vorher verabredet hatten. Meine Reise, die im eleganten Eisenbahnwagen in Toronto begann, endete mit einer Fahrt im Hundeschlitten durch die wilden Wälder des Nordens. Gar bald gewöhnte ich mich wieder an dieses anstrengende Leben. Vor wenig Wochen hatte ich in gefüllten Sälen die Sache der armen Indianer meinen Landsleuten ans Herz gelegt, nun war ich wieder mitten unter ihnen und freute mich, meine Arbeit wieder aufnehmen zu können.

Die Saulteaur empfingen mich aufs herzlichste, und ich sah zu meiner Freude, daß mein Stellvertreter treu und im Segen gearbeitet hatte. Ich zog nun vorläufig in ein kleines Blockhaus (12 Fuß breit und 24 Fuß lang), und dort hauste ich monatelang mit meinen Hunden Jack und Ruffy und war glücklich und sehr beschäftigt. Mit dem großen Tom, Martin Papanekis und einigen anderen Indianern fällte ich das nötige Holz zum Bau für Kirche, Schulhaus und Missionshaus. Das war eine sehr harte Arbeit, denn wir mußten uns oft meilenweit den Weg durch den tiefen Schnee bahnen und dann die schweren Stämme heimschleppen. Dabei waren uns unsere starken Hunde eine große Hilfe; sie wurden vor die gefällten Stämme gespannt und zogen sie mit unglaublicher Leichtigkeit und Schnelligkeit fort. Wir arbeiteten auf diese Weise mit zweiunddreißig Hunden, und unser Vorrat an Balken wuchs schnell.

An den Sonntagen versammelten sich zahlreiche Indianer aus der Umgegend, und wir hatten schöne, gesegnete Gottesdienste miteinander. Obgleich ich Ende April nach

dem Beren-Flusse zurückgekehrt war, so war doch noch wochenlang nichts vom Frühling zu bemerken, nur daß die Tage zunahmen und die Sonne immer heller schien. Die Luft war köstlich klar ohne Nebel, Wolken und Dunst.

Beinahe jeden Morgen sahen wir wunderbare Luftspiegelungen. Inseln und Halbinseln, die meilenweit entfernt waren, hoben sich plötzlich mit größter Klarheit vom Himmel ab. Noch schöner waren die Nächte, wenn die funkelnden Nordlichter über dem großen See den ganzen Himmel bestrahlten. Manchmal bildeten sie eine leuchtende Krone, von deren Zacken blendende Strahlen in den verschiedensten Farben ausgingen und die Seeufer mit geheimnisvollem Lichte erhellten. Oft glitt eine kleine, helle Wolke über diese Strahlen hin, gerade wie eine Hand, welche über die Saiten einer schönen Harfe streicht. Unwillkürlich horchte man auf den Klang, den manche Nordpol-Reisende behaupten gehört zu haben. Manchmal hielt ich bei meinen nächtlichen Reisen Leute und Hunde an, um zu lauschen, ob nicht doch ein Ton der himmlischen Harmonien an mein Ohr dringen würde, aber alles blieb in der wilden Schneewüste still, und nie habe ich jene Klänge vernommen.

Als endlich der Frühling anbrach und das Fahrwasser offen war, ließen wir uns vom Red-River allerlei Baumaterial und zwei geschickte Bauleute kommen, und bald erhoben sich das Missionshaus und das Schulhaus, welches fürs erste auch als Kirche benutzt wurde.

Nun konnte ich endlich meine Frau und die Kinder, die inzwischen bei Freunden geblieben waren, aus Winnipeg abholen. Noch wochenlang lebten wir miteinander in meiner kleinen Blockhütte. Bei trockenem Wetter ging das ganz gut, anders freilich war es beim Regen. Dann wurde das Lehm-dach durchweicht und fiel in großen Stücken auf Betten, Tische, Herd u. s. w. Das war weder bequem noch gemüthlich. Eines Morgens fanden wir ein großes, fünf Pfund

schweres Stück, welches dicht neben unserer jüngsten Kleinen herabgefallen war. Nach einiger Zeit zogen wir in das fertige Missionshaus ein und freuten uns, im eigenen Heim gemüthlich eingerichtet zu sein und nun unsere ungetheilte Aufmerksamkeit wieder der Missionsarbeit zuwenden zu können.

Dieselbe war auch hier unter den Saulteaur keine leichte Sache. Unsere Station wuchs nicht so rasch, wie ich gehofft hatte, und es gab allerlei Enttäuschungen und Schwierigkeiten. Wir mußten Gott oft um Mut und Hoffnung, Glauben und Geduld anflehen, und er stand uns bei und erquickte uns wieder. Trotz der Hindernisse ging das Werk vorwärts, und wir durften es erleben, daß manche der verkommensten und abergläubischsten Indianer zu frommen und glücklichen Christen wurden.

Ich füge hier zum Schluß noch einen Auszug des letzten Berichtes bei, den ich an die Missionsgesellschaft sandte, bevor wir wegen der Gesundheit meiner Frau unser Arbeitsfeld dort im Norden verlassen mußten. Ich schrieb: „Der vorige Sonntag war vielleicht der schönste, den wir je hier erlebt haben. Unser Gottesdienst war stark besucht, und mehrere alte Indianer, die bis jetzt fest an ihrem Heidentum geblieben hatten, sagten sich an diesem Tage von demselben los. Sieben von ihnen, deren vollkommene Bekehrung zum Heiland klar zu Tage lag, wurden sofort getauft, nachdem sie verschiedene Fragen beantwortet hatten. Beim Nachmittags-Gottesdienst wurden noch einige andere getauft, darunter ein alter, siebenjähriger Mann mit Frau und Enkelkind. Er war noch nie zuvor in einer christlichen Kirche gewesen und war gerade aus dem Innern des Landes gekommen, aus einem Landstrich, den ich im vorigen April unter vielen Mühsalen besucht hatte. Dieser alte Mann brachte die Bibel und das Gesangbuch mit, welche ich ihm vor Monaten geschenkt hatte. Er sagte, er könne nicht gut lesen, aber er habe die Bücher stets bei sich, nachts thue er sie unter sein Kissen, und er habe



sich stets dessen erinnert, was ich ihm von diesen Büchern gesagt habe.

Ich habe mehrere Monate lang selber Schule halten müssen, da der treue Lehrer Timotheus Bär gar nicht wohl ist. Zu meinen aufmerksamsten und fleißigsten Schülern gehören jener alte Mann und seine Frau. Mit den Silbenzeichen auf einem Blatt Papier in der Hand und der offenen Bibel neben sich im Grase sitzen sie da und bemühen sich eifrig, Gottes Wort in ihrer eigenen Sprache zu lesen.

Es hätte uns gefreut, diesen guten Alten bei seiner Taufe etwas besser gekleidet zu sehen. Er hatte nur ein Hemd und eine spärliche, lederne Beinbekleidung. Da aber hier zu Lande nicht viel Gewicht auf die Mode gelegt wird, so fiel er nicht besonders auf, sondern alle freuten sich zu hören, mit welcher Bestimmtheit er sich von seinem alten Heidentum lossagte.

Die Feier des heiligen Abendmahls an dem gleichen Tage war auch besonders ergreifend, weil mehrere vor einigen Monaten Getaufte jetzt zum erstenmal an den Tisch des Herrn traten. In zwei Fällen war es das gute Beispiel der Frauen, welches die Männer zu Christo gezogen hatte. Bis vor kurzem waren sie leichtsinnige, gedankenlose Leute gewesen, aber der Herr hat ihre Herzen umgewandelt. So geht das Werk vorwärts, doch ach, wie langsam! Wann wird die schöne Zeit kommen, wo „die Menge der Heiden“ sich zum Herrn bekehren wird? Ach, komm du schöner Tag! Wie köstlich wird es sein, wenn das Wort der Schrift erfüllt ist:

„Siehe, eine große Schar, welche niemand zählen konnte, aus allen Heiden und Völkern und Sprachen, vor dem Stuhle stehend und vor dem Lamm, angethan mit weißen Kleidern und mit Palmen in ihren Händen, schrien mit großer Stimme und sprachen: „Heil sei dem, der auf dem Stuhle sitzt, unserm Gott und dem Lamm!“

---

ern

sten  
wohl  
ge-  
ben-  
nen  
sich

iner  
ein  
aber  
ird,  
zu  
sten

Lage  
igen  
errn  
uen,  
vor  
esen,  
das  
die  
zum  
Wie  
ist :  
hlen  
vor  
mit  
rien  
auf